Anekdoten
und
Karakterzüge
aus
dem Leben
Friedrich des Zweiten.

Vierte Sammlung.

Berlin 1787.

Wenn eine Nation auf die weise Regierung und die ausgezeichneten Handlungen seiner Beherrscher aufmerksam ist, und das, was davon aufgesammlet wird, mit Begierde und Theilnahme lieset; so beweiset dies die Zuneigung und die Liebe, welche sie für dieselben empfindet. Die Franzosen haben uns davon schon vorlängst vielfältige Beispiele gegeben. Man lieset in Frankreich eine Menge Anekdoten nich

allein von den Regenten dieses Landes, sondern auch von seinen Feldherren, Ministern und Gelehrten. Diese Anekdoten haben ihren großen Werth, der bei einer klugen Untersuchung oft schätzbarer ist, als das Resultat einiger historischen Folianten voll trokkener zeitungsmäßiger und ausgedehnter Erzählungen.

Die Anekdoten und Karakterzüge aus dem Leben des großen Friedrichs sind bei uns von dem Publikum ebenfalls mit vieler Theilnehmung aufgenommen worden; und es läßt sich erwarten, daß, wenn die Neigung, Anekdoten zu lesen, die ohne Furcht, und mit Vermeidung des Unanständigen, niedergeschrieben sind, allgemeiner wird, daß wir, durch diesen Weg, künftig mehrere Personen bewegen werden, einzelne Vorfälle, die nicht sogleich bekannt gemacht, sondern bloß erzählt, und leicht

ver-

vergessen werden, zu sammlen, aufzuzeichnen, und der Vergessenheit zu entreissen; und, daß unsere Nachkommen durch diese angenehme, noch immer aber vermißte Sorgfalt, bessere Geschichtsbücher, erhalten werden.

Wir haben in Friedrichs Person den größten König gehabt, welchen die Welt je gesehen hat. Seine Zeitgenossen haben ihn zwar geschäzt; aber die spätesten Nachkommen werden seine Thaten, die so viel Ausserordentliches haben, bewundern, und sich einander fragen, ob die Vorwelt sie nicht getäuscht habe? — Man kann es sich daher leicht erklären, warum alles, was diesen erhabenen Monarchen betrift, mit Begierde gelesen, ja warum selbst das, was nur den geringsten Schein der Wahrheit hat, daß es ihn habe betreffen, oder von ihm geschehen können, ohne alle

Untersuchung, gern aufgenommen wird. Wer die ganze Regierungsperiode Friedrichs übersieht, wird darin beinahe alles das antreffen, was in der Geschichte der beiden berühmtesten Völker des Alterthums und ihrer Beherrscher viele Jahrhunderte hindurch zerstreut angetroffen wird. Kaunitz hat daher mit Recht ausgeruffen: wann wird die Welt einen so großen Mann wieder bekommen! — Man kann diese Frage mit Recht thun; denn nie hat wohl ein König geherrscht, der durch seine Weisheit, seinen Verstand sich allgemeine Schäzzung erwarb, und von dem gesitteten Theile des Erdbodens, ja selbst da, wo sich Verfeinerung noch immer sehr stark mit der Barbarey vermischte, allenthalben verehret und bewundert wurde; dem selbst seine Feinde, mit Beschämung, seine Größe zugestehen mußten, und dem es nicht unmöglich gewesen wäre, wenn die Dauer seiner Regierung hätte verdop-

pelt

pelt werden können; die Welt zu einem glüklichen Wohnorte der Menschen zu machen. — Hätte seine thätige Seele die Organen von hundert anderen Individuen, in seinem Körper vereint, gebieten können; so würde sie solche in Bewegung gesetzt, und damit zum allgemeinen Wohl gehandelt und gearbeitet haben. Denn er war in seiner Regierung Alles, weil alles nach seinen Grundsätzen, die sich auf Klugheit und Erfahrung gründeten, handeln mußte, und weil er höchstselten von andern Grundsäzze, nach denen er verfuhr, annahm. Ich werde wenig zu dem hinzusetzen können, was man bereits von der Größe des Höchstseligen Königs gesagt hat, ich bin aber auch überzeugt, daß man solche erst nach Jahrhunderten wird gehörig schätzen lernen, und freue mich jetzt darüber herzlich, daß man alles das, was sein Andenken erneuert und wieder auffrischet, mit Begierde aufnimmt und schätzet.

Ich hätte gewünscht, daß die bis jetzt herausgekommenen Anekdoten mehr nach einem Plan, oder einer Zeitordnung, rangirt gewesen wären; und, daß wir mehrere Beiträge dazu von unsern Mitbürgern, zur Vermehrung derselben, erhalten hätten. Denn, man lieset wirklich die Behandlungen der Lebensgeschichte Friedrichs von auswärtigen Gelehrten, mit einiger Unzufriedenheit, wenn man so viel auffallende Verwechselungen, verdorbene Namen bekannter Menschen, und auch zum öftern platte Unwahrheiten darin antrift, die dem, der in der Hauptstadt des Landes wohnet, sich dem Hofe nahe befindet, und der während der Regierung Friedrichs des IIten gelebt hat, besonders auffallen müssen. Diese Fehler sind nicht so klein und gering, als sie von unwissenden Leuten gemeinhin geglaubt werden. Es ist wenig daran gelegen, was diese von unrichtigen Angaben halten, besonders, da sie ihnen

nicht

nicht auffallend sind, und es auch nicht werden können; es kömmt aber viel darauf an, welche Wirkungen sie bei dem Leser, der besser unterrichtet ist, hervorbringen. Dieser muß natürlich mißtrauisch werden, wenn er Unrichtigkeiten antrift, die gegen den Sammler und seine Nachrichten Mißtrauen erregen, und zweifelt daher oft an das, was wirklich richtig ist, wenn er es nicht schon aus andern Quellen weiß.

Unsere Regenten lieben keine orientalische Sitten; sie sind stets sichtbar, und wandeln unter dem Volke, das sie liebt, mit Sicherheit umher. Dies ist aber noch immer unzulänglich, ihre häusliche Handlungen kennen zu lernen, weil nur die Großen, welche sie nebst ihren Hausbedienten umgeben, Gelegenheit haben, sie zu beobachten, und diese schweigen mehrentheils davon, welches eben nicht zu loben

ist: denn durch diese Verschwiegenheit bleibt auch manches Edle der Fürsten verborgen, das andere Fürsten zur Nachahmung reizen würde, ihnen auch im Guten, so wie in manchen sonst unbedeutenden Dingen, ähnlich zu werden.

Ich will diese Bemerkungen der Beurtheilung und Empfindung eines jeden überlassen, und hoffe, man werde ihnen, so wie den nun folgenden von mir gesammelten Anekdoten, nicht allen Werth absprechen.

Was die Geburt König Friedrichs des Zweiten, und die sowohl dabei als nachher vorgefallene Begebenheiten betrift, so sind solche bereits in vielen bekannten gedrukten Werken aufgezeichnet worden. Man hat auch in denselben gedruckte Nachrichten von der wissenschaftlichen Erziehung desselben aufgesammlet, zu welchen aber noch manches hinzugefügt werden kann.

Der König hat unter andern auch das Zeichnen erlernet. Von wem, ist mir nicht bekannt; so viel aber ist gewiß, daß er seine Ideen auf dem Papier mit vieler Kraft entwerfen, und oft den Baumeistern, Mahlern, und andern Künstlern mit wenig Federstrichen verständlich machen konnte. Man will behaupten, der Baron von Knobelsdorf habe ihm den wesentlichsten Geschmack an Kunstwerken beigebracht. Dieser geschikte Mann war selbst ein gros-

ßer

ßer Künstler, und man weiß von ihm, daß er auf Kosten des Königs eine Reise nach Italien thun mußte, um sich mit den dasigen Kunstwerken des Alterthums bekannt zu machen.

Der König hatte in seinem Zimmer beständig die Werke des Piranese und Panini auf dem Tische liegen, aus welchen er die Vorschriften zu den aufzuführenden Gebäuden in Berlin und Potsdam gab. Sein Geschmak war ausgezeichnet, neu und überraschend, wie solches zum Theil die Verzierungen seiner Schlösser beweisen. In den letzten Jahren seines Lebens schien er ein Vergnügen an der Verwüstung der Zeit zu finden, und gab wenig zur Wiederherstellung der wandelbar gewordenen Gebäude, Bildsäulen und verdorbenen Gemälde her. Vielleicht war ihm dies alles ein philosophisches Bild der Vergänglichkeit, die er an seinem eigenen Körper verspührte. Man wird sich bei einigem Nachdenken erklären können, warum er die einheimischen Künstler

ler wenig schätzte, da er bei ihnen selten das fand, was er suchte, und von ihnen verlangte. Demunerachtet hat man doch Beispiele, daß er junge in seinen Staaten geborne Mahler und Bildhauer unterstüzte, sie reisen ließ, ihnen Pensionen gab, und man weiß, was er noch in seinem letzten Lebensjahre für die Mahler- und Bildhauerakademie that, und noch thun wollte.

Er hat übrigens während seiner Regierung Schätze von Kunstsachen gesammlet, welche im Sanssouci und dem bei demselben befindlichen neuen Schlosse zu sehen sind. Er kaufte die schätzbare Sammlung von Antiken, welche der Kardinal Polignak während seiner Lebenszeit mit großen Kosten und Mühe zusammengebracht hatte, und die Menge von geschnittenen Steinen, die der Freiherr von Stosch gesammlet hatte. Er besaß einen solchen Reichthum von Watteaus, daß man glauben sollte, er hätte alle Werke dieses Künstlers zusammengebracht. Die Bilder-

galle-

gallerie enthält einen Reichthum von Gemählden der besten Meister, die er theuer bezahlt hat. Man will behaupten, der König sei mit einem und dem andern Stükke betrogen worden, und man habe sie ihm als Arbeiten solcher Meister untergeschoben, die sie nicht verfertigt hätten. Z. E. das schöne Stük in der Bildergallerie, welches Loth mit seinen Töchtern vorstellt, und welches Preißler in Kupfer gestochen hat, soll nicht von Raphael sein, wie vorgegeben wird. Kenner sagen: es könne mit mehrerem Rechte Rottenhammern zugeschrieben werden. Als etwas besondres habe ich angemerkt, daß in einem der Zimmer des Königs, im alten Schlosse zu Potsdam, ein Gemälde von Rubens hängt, welches die Schrekken des Krieges vorstellet. Es scheint ein Beweis zu sein, daß Friedrich den Krieg nicht liebte, da er eine solche malerische Vorstellung voll Wirkung an einem Orte aufgestellet hatte, den er oft besuchte, und der seinen Generalen und Officieren sehr oft in die Augen fallen mußte.

mußte. Gemeine Vorstellungen konnte der König nicht leiden; man findet daher in seinen weitläuftigen Gemähldesammlungen keine Bäderstükke, Wochen- oder Barbier-stuben, Küchenstükke, wenig Landschaften, keine solche Gegenstände, die mehr die Kunst, als die Sache, worin sie sich zeigt, schätzbar macht. Merkwürdige Personen seines Hauses, seines Hofes, großer Helden und berühmter Leute, wozu auch Sänger, Tänzer und Virtuosen gehören, findet man nicht selten in seinen Zimmern. In der Vorstellung derselben hat sich Pesne's Pinsel vielfältig verewiget.

Den berühmten Pesne schätzte er sehr hoch, besuchte ihn zum öftern, und blieb stundenlang bei seinen Arbeiten gegenwärtig. Er gehörte schon zu der Gesellschaft, die sich der König als Kronprinz zu Rheinsberg gewählet hatte. Da sich einst der König bei Pesne mahlen lies, um sein Portrait nach England zu versenden; so wollte er zwar davor nicht sitzen, befahl

ihm aber, dasselbe von Zeit zu Zeit auf dem Schlosse vorzuzeigen. Der König sprach bei dieser Gelegenheit mit dem Künstler lange Zeit, re ichte ihm selbst Koffee, und fand seine Arbeit so gut, daß er behauptete, er habe nicht nöthig, zu sitzen.

Pesne hatte einen Sohn, der keine Neigung zu seines Vaters Kunst spürte; er ließ ihn daher nach Paris reisen, wo er sich zum königlichen Valet de Chambre bilden sollte. Als er wieder zurük kam, stellte der Vater seinen Sohn dem Könige selbst vor, der auch mit ihm sprach, aber nachher sagte: es ist nicht der Vater. Dieser Mensch war so hochmüthig, daß, als er nach des Vaters Tode nach Berlin kam, um die Erbschaft zu übernehmen, er den Verstand verlohr, und im Irrenhause starb.

Der König war nicht leicht zu bewegen, Hofmaler zu ernennen, und es können

sich

sich nur wenige dieser Gnade rühmen. Ausser denen, die von seinem Herrn Vater diesen Titel erhalten hatten, und die er denselben beibehalten ließ, sind von ihm ohngefähr fünf bis sechs damit beehrt worden.

Einsmals befahl König Friedrich Wilhelm der Erste seinem großen Sohn vor dem Hofmaler Huber zu sitzen, weil dessen Bildniß, nebst andern von der Famile, in dem Hause aufgestellt werden sollte, welches der König dem bekannten Ekkart, der auch den Namen des Kaminrats führte, geschenkt hatte. (Es ist das ehemalige Bodensche Haus, worinn jezt die Seehandlungskompagnie ihre Gechäfte führt.) Der Prinz war zwar darüber unwillig; inzwischen mußte er doch dem väterlichen Befehl gehorchen. Er gieng zu Huber, sezte sich vor ihm nieder, zog seine Flöte hervor, auf der er etwas spielte, und stand darauf mit den Worten:

Nun sage er meinem Vater, ich habe gesessen, plözlich auf, und gieng weg.

Dieser Huber genoß ein Gnadengehalt von 600. Thalern, welches ihm König Friedrich Wilhelm ausgesetzt hatte, dem er bei seinen bekannten Malereien mit gutem Rath behülflich gewesen war. Als Friedrich den Thron bestieg, strich er ihm davon 300. Thaler. Nach seinem Tode wurde dem Könige gesagt: der Hofmaler Huber sei gestorben, und sein Gnadengehalt erledigt. — Wer ist das? — fragte der König? — Man antwortete ihm: Huber sei schon von Sr. Majestät Herrn Vater zum Hofmaler ernannt worden, und habe bis dahin das gedachte Gnadengehalt genossen. — — „Ich kenne ihn nicht" erwiederte der König; „ich kenne keinen „Hofmaler Huber, er wird vermuth„lich den Thorweg nach dem Leben „angestrichen haben."

Huber, Harper und Rode mahlten nach le Sueurs Zeichnungen das Inwendi-

ge

ge des japanischen Palais in Sanssouci. Die beiden ersten Künstler setzten unter ihre vollendeten Arbeiten ihre Nahmen. Als der König sie besahe, und Huber's Nahmen, bemerkte sagte er: „was soll „das, Huber? ich weiß wer es ge„macht hat; streiche er den Nahmen „weg.“ Harpers Namen ließ er stehen.

Es ist wahr, man hat viele Bildnisse vom Könige, allein sie drükken die Aehnlichkeit seiner erhabnen Bildung wenig aus. Der Hofmaler Pesne hat viel Portraits von ihm verfertigt, diese sind aber mehrentheils in dessen jüngeren Jahren gemahlt. Das beste von diesen besitzt die Prinzessin Amalia. Es stellt ihn als Prinz vor, wie er die Trommel schlägt, und neben ihm stehet seine Schwester, die verstorbene Markgräfin von Bayreuth. Es ist ein sehr schönes Stük, das gesehen zu werden verdient, da es die jugendliche Schönheit des Königs mit einem meisterhaften Aus-

druk darstellt. In ältern Jahren hat er allein vor Vanloo gesessen, der ihn aber auch nur in etwas getroffen. Das beste Bildniß des Königs in Oel, das man bis jezt gesehen, ist vom Maler Franke, der sich die äußerste Mühe gegeben hat, den König oft zu sehen und ihn zu betrachten. Dieses Studium hat der Künstler glüklich angewandt, und er verdient deshalb gelobt zu werden. Man kann von dem Kupferstiche, den Herr Bause, nach einem Bildnisse des Königs von Graf angekündigt hat, etwas Gutes erwarten, da beide Künstler große Verdienste haben.

Des Königs erster Musiklehrer auf dem Flügel war der Dohmorganist Heine, den er deshalb so lange er lebte, stäts schäzte, und dessen er sich bei manchen Gelegenheiten erinnerte. Dieser Heine hatte einen Sohn, welchen der König bei dem Antritt seiner Regierung, seines Vaters wegen, zum Acciseeinnehmer in Ruppin machte. Der Sohn lebte aber so unvor-

sich-

sichtig, daß sich bald bei seiner Kasse ein Defekt fand, weshalb ihm der Prozeß gemacht werden sollte. Der Vater war über diesen Vorfall ganz trostlos; als ihn der König nach Potsdam zu sich berief, wohin er voll Sorgen über das Schiksal seines Sohnes reisete. Der König sprach aber sehr gnädig mit ihm, fragte ihn nach seinem Befinden, nach dem Zustande der Musik, und wie ihm die neuen Opern, welche jezt aufgeführt würden, gefielen? Heine beantwortete dies so gut er konnte, und wußte gar nicht, wohin das alles endlich hinauslaufen würde. Endlich sagte der König: „er hat keine Freude an seinem Sohn erlebt; tröste er sich aber; ich sehe, daß der Mensch keiner Kassenbedienung vorstehen kann; ich werde ihn auf eine andere Art versorgen, wobei er ehrlich bleiben kann;" welches auch geschahe. Heine war über die gute Wendung der Sache, von deren Ausgang er die übelsten Vermuthungen gehabt hatte, so vergnügt, daß, als er zu dem Kapellmeister Sidow,

bei dem er abgetreten war, zurük kam, er vor Freuden seine große Perükke auf die Erde warf, und ausrief: solchen König hat die Welt noch nie gehabt, noch nie gesehen!

Wie hoch Friedrich die Musik schäzte; daß er die Flöte treflich spielte, und selbst verschiedenes komponirte, ist bekannt. Er sang einen Tenor, womit er sich zu Anfang seiner Regierung öfters in dem kleinen Konzerte, welches er in seinen Zimmern gab, hören ließ, und zu welchem verschiedne Kavaliers, die Musikliebhaber waren, den Zutritt hatten, und selbst mitspielen durften. Ein gewisser Graf, der um diese Zeit lebte, der eine kleine Kapelle unterhielt, selbst etwas spielte, und dem man eingebildet hatte, er sei der Virtuosenschaft sehr nahe, wünschte eifrig, von dem Könige gehört zu werden. Einige schalkhafte Hofleute gaben dem Könige dies zu verstehen, und versicherten, wie sie gehört, sollte der Graf sehr gut spielen.

Der

Der König ward neugierig, und ließ also den Grafen zum Konzert bitten. Da er sein Spiel hörte, und fand, daß es nicht sonderlich war, sagte er zu ihm: Nun, mein lieber Graf, Bravo! — man hört doch, was Sie haben wollen.

Der König schrieb das Französische sehr nett, das Deutsche hingegen etwas unortographisch, doch so, daß man alles deutlich lesen und verstehen konnte. Man erkannte noch deutlich die langen Grundstriche der Buchstaben, die ihm sein Schreibmeister Hilmar Curas beigebracht hatte.

Hr. Cornaud war bei dem Könige, als er noch Kronprinz war, französischer Sprachmeister, und mußte die Offiziere seines Regiments unterrichten. Wenn man den Versicherungen dieses Mannes trauen darf; so hat er auch den Prinzen in der französischen Sprache unterwiesen. Denn, wenn sich sonst jemand ein Ansehen zu ge-

ben suchte, und dabei sagte: er habe dem Könige gedient, so fuhr Cornaud auf, und sagte mit einer großen Heftigkeit: Was? — die Leute rühmen sich, dem Könige gedient zu haben? — Wie haben sie ihm gedient? — mit der Bürste! ich aber habe dem Herrn am Leibe gedient, und habe seine Seele gestärket. Der König machte ihn beim Antritt seiner Regierung zum Forstschreiber in Alten-Ruppin, mit dem Titel eines Forstraths.

Eine der ersten Pensionen erhielt der Professor der Mathematik beim Joachimsthalschen Gymnasium, und Mitglid vieler auswärtigen Akademien und gelehrten Gesellschaften, Naudee, ein sehr gelehrter Mann. Der König verlangte als Kronprinz einen leichten und faßlichen Begriff von der Algebra. Der Geheimerath du Han schlug Naudee dazu vor, welcher auch eine ganz kurze und gedrungene Ubersicht dieser Wissenschaft auf einem Blatte übersandte, die der König sehr begreiflich

fand,

fand, und worüber er sich freuete, daß ein so geschikter Mann, als wofür er nun Naudee erkannte, in seinen künftig zu beherrschenden Staaten lebte. Kaum hatte er den Thron bestiegen, so gab er ihm ein Gnadengehalt von 600. Thalern, und versprach dabei, künftig noch auf eine bessere Art für ihn zu sorgen. Naudee erlebte aber dies leztere nicht, sondern starb bald.

Der König war, wie allgemein bekannt, einer der besten Reuter, und blieb solches bis in sein spätes Alter, zu jedermanns Bewunderung. Die Stellung, welche er zu Pferde hatte, war vortreflich und ungezwungen, so, daß man nie müde wurde, ihn reiten zu sehen. Die Munterkeit, mit welcher er bei den Musterungen seines Heeres erschien, zog aller Aug auf sich, und er war stets der erste im Gallop. In der Stadt ritt er langsam. Sein Pferd war stets mit einer Menge Gassenjungen umgeben, die um und neben ihm allerlei Possen machten. Sie warfen z. B. ihre

Hüte vor ihm in die Höhe, sie schrieen, einige wischten ihm den Staub von den Stiefeln u. s. w. Der König ließ sie nie fortjagen, nur wenn sie manchmal die Dreistigkeit hatten, sein Pferd zu nekken, oder wohl gar zu schlagen, und es dadurch scheu ward, so stieß er wohl einige rasche Drohungen aus, und ritt dann ruhig weiter. Sein Gang war majestätisch. Der König hatte den schönsten Fuß. In den letzten Jahren seines Lebens trug er zwar, wenn es feierliche Begebenheiten an seinem Hofe erforderten, Schuhe und Strümpfe, aber sehr nachlässig. Seine Stiefeln waren mehrentheils röthlich, weil sie selten geschwärzt und gesäubert wurden. Es war beständig jemand an seinem Hofe bestimmt, seine Stiefeln auszutreten, und dieser mußte einen eben so großen Fuß haben, als der König.

Gegen das schöne Geschlecht bewies der Monarch stets viel Artigkeit. Er ließ sich zwar, wie man weiß, mit dem Frauen-

zimmer

zimmer nicht viel ein; aber er schätzte die wenigen unter ihnen, welche Verstand und auszeichnende Eigenschaften besaßen. Unter diese kann man die Gemahlin des Obristen von Camas zählen, eine gebohrne von Brand, und eine Frau von besonderem Verstande, die der König in den Grafenstand erhob. Wie sehr sie der König schäzte, kann man aus dem Briefe an sie sehen, welcher in seinen gedrukten Werken vorkömmt. Er nennet darin die übrigen Frauenzimmer, in Vergleichung mit ihr: unsere Gänse mit dem leeren Gehirne.

Die ehemalige Tänzerin bei der Oper, Barbarini, jetzige Frau Präsidentin von Cocceij, hatte oft die Ehre, daß er mit einer kleinen vertraulichen Gesellschaft bei ihr soupirte. Auch verschiedene andere Damen hatten die Gnade, von ihm geschäzt zu werden. Ich nenne sie nicht, da sie bekannt sind.

Der König hatte ein schönes Haar, welches er als Prinz in hangenden und flatternden Lokken zu tragen pflegte. Sein Herr Vater, der auch an ihm die Frisur sehen wollte, die er bei der Armee eingeführt hatte, befahl eines Tages einem Hofchirurgus, Namens Sternemann, dem Prinzen die Seitenhaare abzuschneiden. Der Prinz mußte sich ohne Weigerung auf einen Stuhl sezzen, und erwartete mit Thränen in den Augen, die Zerstörung seiner schönen Haare. Der Chirurgus, welcher seine Betrübniß wohl bemerkte, und den es jammerte, fing an, die Seitenhaare nach dem Hintertheile des Kopfes zu kämmen, und machte so viel Umstände, daß der König alle Aufmerksamkeit auf die Vollziehung seines Befehls verlor, und nun schnitt er nur wenig Haare ab, so, daß der Prinz den grösten Theil davon behielt. Dies vergaß Friedrich dem Chirurgus nicht, und belohnte ihn, nach dem Antritt seiner Regierung mit einer ansehnlichen Bedienung.

Der

Der durch seine Schriften bekannte Baron von Pöllniz war einer von denen, die des Königs Gnade und Vertraulichkeit genossen. Allein eben dieser Mann, dem es übrigens weder an Kenntnissen noch an andern schäzbaren Talenten mangelte, bewies sich gegen den König sehr undankbar. Ich glaube, folgende zwei Briefe, die des Aufbewahrens nicht unwerth sind, werden dies beweisen.

Eigenhändiges Schreiben des Königs an den Baron v. Pöllniz, ohne Datum.

J'ai lû votre ouvrage, cher Baron avec beaucoup d'attention, & comme je sais, que vous ne voulez point etre flatté, je vous dirai mon sentiment avec beaucoup de franchise. Il me semble que vous n'avez pas été d'accord avec vous même lorsque vous avez commencé à ecrire, car vous devez observer que ce

que

que vous m' envoyez de votre ouvrage eſt l'hiſtoire de la vie de mon Grand Pere, ou il n'y a jamais eu d'hiſtoire tracée en ſtile epiſtolaire, & même vous ne le ſuiviez pas tout - à - fait. Les Lettres doivent avoir des libertés & des reflexions plus familieres que le ſtile de l'Hiſtoire qui demande de la gravité. Si donc vous voulez ecrire l'hiſtoire des deux derniers regnes, reduiſéz tout en chapitres, tirez plus de lumieres des Archives pour ce qui regarde les Negotiations, abregez les déſcriptions, des cérémonies qui ſentent la gazette; ne parlez tout au plus qu'une fois de 24. trompettes & de deux timbaliers, etendez vous plus ſur les grandes affaires & rejettez toutes les puerilités; ne mettez d'aneċtdotes que de l'espece qui caraċteriſent la façon de penſer de la cour & du Souverain, & ajoutez y de tems en tems des réflexions courtes & en ſtile d'epigramme. Si vous voulez ecrire des lettres, prenez un ſtile moins grave & parléz y davantage vous-meme,

meme, & ſuivez le ſtile de vos anciens mémoires qui me paroit plus aiſé & plus divertiſſant que ceux. Il me ſemble, quant au gros de l'ouvrage, que vous ne devriéz pas toujours comparer les Miniſtres de mon Grand - Pere avec ceux de Louis XIV. & principalement Dankelmann à Colbert; il y a une eſpèce d'affectation à ces comparaiſons toutes priſes de la cour de France qui ne feroient pas un bon effet. Enſuite vous dites de Meindres qu'il avoit de la fineſſe, ce qu' étoit extraordinaire chez un Allemand, & par ci par là vous donnez dans le diffus ſur les matiéres de cérémonies & ſur des détails des petits particuliers qui n'intéreſſent perſonne, comme j'ai auſſi pris la liberté de le marquer en marginale avec du crayon pour que vous puiſſiez l'effacer. En un mot, ou écrivez gravement & mettez plus d'étoffe dans votre ouvrage, ou tenez vous en aux anecdotes que vous ornerez par votre ſtile naturel qui eſt badin

&

& enjoué: toutefois ne vous en tenez point à mon jugement & consultez vos amis qui pourront vous dire leurs sentimens.

Adieu Baron, je vous souhaite santé & vie & tout le reste sera facile à redresser & à faire.

Fréderic.

Uebersetzung.

Mein lieber Baron,

Ich habe Ihr Werk mit vieler Aufmerksamkeit gelesen, und da ich weiß, daß Sie nicht geschmeichelt sein wollen, werde ich Ihnen meine Meinung darüber sehr freimüthig sagen. Es dünkt mir, als ob Sie mit sich selbst nicht einig gewesen wären, als Sie anfingen zu schreiben: denn Sie müssen nur bemerken, daß das, was Sie mir von Ihrem Werke schikken, die

Lebens-

Lebensgeschichte meines Großvaters ist, von dem es nie eine Geschichte im Briefstil gegeben hat, und selbst diesen behalten Sie nicht ganz bei. Briefe müssen in einem freieren Stil geschrieben sein, und vertraulichere Bemerkungen enthalten; die Geschichte erfordert schon wieder mehr Würde in der Schreibart. Wenn Sie denn also die Geschichte der beiden lezten Regierungen schreiben wollen, so theilen Sie alles in Kapitel ein. Ueber die Negotiationen ziehen Sie die Archive zu Rathe. Die Beschreibungen der Cerimonien schmekken etwas nach der Zeitung, verkürzen Sie dieselben; der 24 Trompeter und zwei Paukern, erwähnen Sie höchstens nur einmal; schreiben Sie umständlicher von größern Angelegenheiten, und lassen Sie alle kindische Läppereien weg. Wenn Sie Anekdoten anbringen, müssen es nur solche sein, welche die Denkungsart der Höfe und der Regenten bezeichnen, und dann begleiten Sie sie von Zeit zu Zeit

mit kurzen witzigen Betrachtungen. Wollen Sie in Briefen schreiben, so sei Ihre Schreibart weniger ernsthaft, und sprechen Sie darin mehr selbst, und in dem Stil Ihrer ehemaligen Memoires, der mir leichter und unterhaltender vorkommt, als dieser. Was das Ganze anbetrift, so dünkt mir, Sie sollten nicht immer meines Großvaters Minister mit Ludwig des Vierzehnten seinen vergleichen, und hauptsächlich Dankelmann mit Colbert: es liegt eine Art von Affektation darin, die nicht gut steht, alle Vergleichungen beständig von dem französischen Hofe herzunehmen. Ferner sagen Sie von Meinders, daß er *Finesse* hatte, welches bei einem Deutschen etwas Ausserordentliches war. Hin und wieder fallen Sie auch ins Weitschweifige bei Beschreibungen von Feierlichkeiten, oder auch bei Erwähnung unbedeutender Personen, die Niemanden interessiren, wie ich denn auch so frei gewesen bin, es auf dem Rande mit Bleistift anzuzeichnen,

nen, damit Sie es wieder wegstreichen können. Mit einem Wort, entweder schreiben Sie mit mehr Würde, und machen Sie Ihr Werk reichhaltiger an Sachen, oder halten Sie sich an den Anekdoten, welche Sie durch Ihre natürliche Schreibart, die munter und angenehm ist, ausschmükken können. Indes kehren Sie sich auf alle Fälle nicht an mein Urtheil, und ziehen Sie Ihre Freunde zu Rathe, welche Ihnen ihre Meinung sagen können.

Adieu, Baron, ich wünsche Ihnen Gesundheit und Leben, und alles übrige wird leicht zu ändern und zu machen sein.

Friedrich.

(Folgendes war von einer unbekannten Hand geschrieben:)

Pour repondre à votre lettre du 11. de ce mois, remplie des marques de votre repentir, je vous dirai, que vous avouerés vous - même, que votre conduite envers mai a été ridicule, irregulière, & même indigne. Après vous avoir fait ſentir à diverſes repriſes mes bontés & ma protection, vous ayant, entre autres bienfaits, donné la valeur de 6000 ecus pour vous tirer de l'abyme & de vos dettes, vous vous etes aviſé legerement de quitter mon ſervice ſans rime & ſans raiſon, & avec une imprudence dont il y a peu d'exemple.

Une ingratitude ſi marquée me devroit empecher de faire grace à un homme, qui a aſſez fait connoitre que ſes prétendues lumières ne ſauroient jamais être accompagnés de droiture & fidelité &

& de reconnoiſſance, ce qui me rapelle le ſouvenir d'une certaine lettre que j'ai trouvée parmi les papiers de feu mon Perea de glorieuſe mémoire, ou l'épiphonème étoit conçû dans ces termes: quand deviendrés vous ſage? — mon Dieu!

On doit conclure de tout cela, que ſi je voulois agir ſelon les regles ordinaires de la juſtice & de la raiſon, je ſerois obligé de vous abandonner entièrement, en vous laiſſant vous tirer vous-même des triſtes ſuites de votre ſottiſe. Mais comme je veux bien prendre en conſidération que non obſtant votre eſprit, la nature vous a refuſ le jugement requis, pour mener une vie ſans reproche, ce qu'elle ne vous accordera peut-être jamais, j'ai pris la réſolution de vous accorder encore une fois votre grace, le pardon & l'oubli de tout ce que vous avez commis, pourvû que vous ſoumettiés cordialement aux conditions ſuivantes:

1) Que je prétens faire publier par toute la ville de Berlin, que perſonne ne doit s'emanciper de vous préter, qui que ce ſoit, ni en argent, ni en marchandiſe, ſous peine de 100. ducats.

2) Que je vous défends abſolument, de mettre jamais le pied dans la maiſon d'aucun Miniſtre étranger, ou d'avoir aucun commerce avec eux dans les autres maiſons, ou de leur fair des rapports de' ce qui pourra être dit à la table ou dans la converſation.

3) Que toutes les fois, que vous ſerez admis à ma table, trouvant les autres convives en belle humeur, vous éviterez avec ſoin, de prendre mal à propos le viſage d'un cocu, &, que vous cherchérés plûtôt, de contribuer à ſoutenir & à augmenter leur joye.

Voilà les points eſſentiels que j'ai à vous préſcrire! Si vous êtes aſſez aſſez

ſage,

ſage, que de vouloir & pouvoir accomplir ces conditions, je ſuis prêt de vouloir vous accorder une amneſtie entière, & un oubli de vos fautes paſſées. Sur ce je prie Dieu, qu'il vos ait en ſa ſainte garde. Fait à Berlin ce 24. Juillet 1744.

Eigenhändig hatte der König darunter geſchrieben:

Si vous aimés mieux ſervir les cochons que des grands Princes, comme vous l'avez dit, vous ne pouvez manquer de condition, & vous trouverez en Weſtphalie de l'employ ſans que vous ayez beſoin de moi.

Allez, vous êtes un Indigne, & ſi je vous tire de la misère, où vos folies & vos impertinences vous ont reduit, ce n'eſt que par pitié, car votre conduite me-

meriteroit que l'on vous enferme entre quatre murailles à jemais.

Frederic.

Au Baron de Pöllnitz.

J'ai reçû avec votre Billet du 28me de ce mois la lettre apologique par laquelle le Baron de Pöllnitz tache à donner quelque tour à la vilaine pièce qu'il a joué au marchand Martini à Paris. Je sais ce que j'en dois écrire; mais ayant pardonné au dit Pöllnitz les sottises passées qu'il a fait, je lui passera encore celle-là, à condition qu'il tache à satisfaire ce marchand, & qu'il se garde bien de ne commettre plus de pareils forfaits & avances, que je ne lui pardonnerai plus, si jamais il y revient & dont il sentira alors tout le poids de mon indignation.

Et

Et ſur cela je prie Dieu qu'il vous ait dans ſa ſainte garde.

à Berlin, ce 30me de Janvier 1745.

Fréderic.

au Miniſtre d'Etat, le Comte de Podewills.

Uiberſetzung.

Um Ihren Brief vom 11ten dieſes Monats zu beantworten, der voll Merkmale Ihrer Reue iſt, will ich Ihnen ſagen, daß Sie es ſelbſt eingeſtehen müſſen, Ihr Betragen gegen mich ſey höchſt lächerlich, voller Ungleichheiten, und ſogar verächtlich geweſen. Nachdem ich Sie zu wiederholtenmalen meine Güte und meinen Schutz habe empfinden laſſen, und Ihnen unter andern Wohlthaten den Werth von 6000. Thalern gegeben habe, Sie aus dem Abgrund

Ihrer Schulden zu reissen, lassen Sie es sich unbedachtsamer Weise einfallen, meinen Dienst ohne Ursach, und mit einer Unvorsichtigkeit, die wenig ihres gleichen hat, zu verlassen.

Eine so auffallende Undankbarkeit sollte mich abhalten, einen Menschen wieder anzunehmen, der es hinlänglich zu erkennen gegeben hat, daß seine sogenannte Einsichten nie von Redlichkeit, Treue und Erkenntlichkeit begleitet sein können. Dies erinnert mich an einen gewissen Brief, den ich unter den Papieren meines hochseligen Vaters glorwürdigsten Andenkens gefunden habe, wo ein denkwürdiger Ausspruch also lautete: wann werdet ihr klug werden? — mein Gött!

Aus dem allen läßt sich schließen, daß wenn ich nach den gewöhnlichen Regeln der Billigkeit und Vernunft handeln wollte, ich verbunden sein würde, Sie gänzlich zu verlassen, indem ich

Sie

Sie sich selbst aus den traurigen Folgen Ihrer Thorheit heraushelfen ließe. Aber, da ich wohl in Betrachtung ziehen will, daß ungeachtet Ihres Verstandes, die Natur Ihnen dennoch die zu einem tadellosen Leben erforderliche gesunde Urtheilskraft versagt hat, und diese Ihnen auch vielleicht nie zu Theil werden lassen wird, so bin ich entschlossen, Ihnen noch einmal Gnade, Verzeihung, und gänzliches Vergessen alles dessen, was Sie begangen haben, widerfahren zu lassen, wenn Sie sich nämlich ganz treuherzig folgenden Bedingungen unterwerfen:

1.) Verlange ich durch ganz Berlin bekannt machen zu lassen, daß sich niemand, wer es auch sei, bei hundert Dukaten Strafe unterstehen soll, Ihnen weder an Gelde noch Waaren, etwas zu leihen.

2.) Verbiete ich Ihnen ausdrüklich, jemals das Haus irgend eines auswärtigen

tigen Ministers zu betreten, noch in andern Häusern Umgang mit ihnen zu unterhalten, oder ihnen etwa das zu hinterbringen, was an der Tafel oder bei andern Zusammenkünften gesprochen worden ist.

3.) So oft ich Sie zu meiner Tafel zulassen werde, und Sie die andern Gäste gutes Muths finden, Sie müssen sorgfältig vermeiden, zur Unzeit ein verdrüßliches Hanreygesicht zu machen, und vielmehr dazu beitragen, das Vergnügen der Uibrigen zu erhalten und zu befördern.

Dies sind die wensentlichsten Punkte, welche ich Ihnen vorschreibe. Sind Sie vernünftig genug, diese Bedingungen erfüllen zu wollen und zu können, so bin ich bereit, Ihnen volle Verzeihung und gänzliches Vergessen alles Vergangenen angedeihen zu lassen. Uibrigens bitte ich Gott, daß er Sie in seinen

nen

nen heiligen Schutz nehme. Berlin, den 24. Julius 1744.

(Eigenhändig hatte der König darunter geschrieben:

„Wollen Sie lieber Schweinen als großen Fürsten dienen, wie Sie sich ausgedrükt haben, so kann es Ihnen nicht an Bedienungen fehlen, und Sie werden dergleichen in Westphalen finden, ohne meiner benöthigt zu sein.“

„Gehen Sie, Sie sind ein Unwürdiger, und wenn ich Sie aus dem Elende ziehe, worin Sie sich durch Ihre Thorheiten und schlechte Aufführung gestürzt haben, geschieht es blos aus Mitleiden, denn Ihr Betragen verdiente, daß man Sie auf Zeit Lebens zwischen vier Wände einsperrte.

Friedrich.

An

An den Staatsminister Graf Podewils.

Ich habe nebst Ihrem Billet vom 28. dieses Monats die Schutzschrift erhalten, durch welche der Baron Pöllnitz dem häßlichen Streich, den er dem Kaufmann Martini in Paris gespielt hat, eine leidliche Wendung zu geben sucht. Ich weiß, was ich davon zu halten habe; da ich aber dem besagten Pöllnitz alle vormalige Thorheiten verziehen habe, so will ich ihm auch noch diese verzeihen, mit der Bedingung, daß er diesen Kaufmann zu befriedigen suche, und sich wohl hüte, ferner dergleichen schändliche Dinge zu unternehmen, und bedeuten Sie ihm, daß ich ihm nichts mehr zu gute halten würde, und wenn er sich je wieder dergleichen zu Schulden kommen läßt, ich ihn das ganze Gewicht meines Unwillens würde fühlen lassen u. s. w.

Berlin den 30. Jan. 1745.

Friedrich.

Pöllnitz ward nach Endigung des siebenjährigen Feldzuges königlicher Schauspieldirektor, und durfte noch oft zum Könige kommen, der sich zwar gern mit ihm unterhielt, aber ihm niemals trauete. Er bat einst um Zulage, der König schikte ihm einige Scheffel Gerste oder Hafer, und ließ sie ihm in die Stube schütten.

Schon als Kronprinz hat sich der höchstselige König jederzeit auf eine edle Art betragen, und wer ihn in diesen Jahren gekannt hatte, sprach mit Entzükken über ihn. Sein Anstand, seine Kleidung und seine Handlungen verriethen schon den künftigen großen Fürsten. Die Aufmerksamkeit, mit der er seinem Herrn Vater sein Regiment zur Musterung vorführte, war stets ausgezeichnet. Indeß es vor dem Könige vorbeimarschirte, stand der Prinz hinter demselben in einer ehrfurchtsvollen Entfernung, und gab auf des Königs Minen und Blikke genau Acht.

War

War der König zufrieden, so ließ er den Prinzen näher treten, und küßte ihn auf die Bakken.

Die Offiziere des Regiments von Golz, welches nachmals der Kronprinz erhielt, (jezt Prinz Ferdinand vom Hause) hatten vorher auf der Uniform Gold. Der Prinz bat seinen Herrn Vater um Erlaubniß, an dessen statt künftig Silber nehmen zu dürfen, und dies Gesuch ward ihm bewilligt. Als nun die neuen Uniformen fertig waren; bat der Prinz die Offiziere des Regiments auf eine Wiese bei Ruppin hinaus, wo für sie öfters Ergözlichkeiten angestellt wurden. Hier fanden sie einen großen brennenden Holzstoß, sezten sich rings herum nieder, und nahmen Erfrischungen an, die ihnen gereicht wurden. Da nun alles fröhlich und guter Dinge war sagte der Prinz; „nun, meine Herren, da „wir hier alle versammlet sind, so „dächte ich, wir erzeigten der Gol:

„ zischen Uniform die lezte Ehre!“ Mit diesen Worten zog er den Rok und die Weste aus, und warf sie nebst dem Hute ins Feuer. Die Offiziere mußten diesem Beispiele gern oder ungern folgen. Dabei blieb es aber nicht; sondern der Prinz schnitt mit einem Federmesser das Oberzeug der Beinkleider auf, und warf es ebenfalls ins Feuer. Daß es so weit kommen würde, hatte von den Anwesenden keiner vermuthet, und die lezte Aufforderung sezte alle in Verlegenheit; indeß mußten sie dem Beispiel des Prinzen folgen, wenn gleich bei einigen Offizieren das Unterfutter der Beinkleider nicht in den besten Umständen war. Hierüber bemerkte man anfänglich bei Vielen Bestürzung und Schaam; am Ende aber brach alles in ein lautes Gelächter aus, und nachdem dieser Spaß genug belacht worden war, wurden die neuen Uniformen herbeigebracht und unter die Offiziere vertheilt.

Friedrich hat seiner Mutter immer mit der vorzüglichsten Achtung begegnet. Dies zeigte sich besonders bei öffentlichen Gelegenheiten und Festen des Hofes, an welchen der König seine Mutter mit der grösten Devotion zu führen pflegte. Auch vergaß er nie der kindlichen Ehrfurcht gegen seinen Herrn Vater, ob ihn gleich dieser oft mit großer Strenge behandelt hatte. Die Denkwürdigkeiten der brandenburgischen Geschichte, welche aus seiner königlichen Feder geflossen sind, liefern in der Lebensgeschichte seines Herrn Vaters hiervon ein einleuchtendes Beispiel. Unter andern beweiset es auch folgende Anekdote: Friedrich erfuhr einst, daß sich zu Potsdam ein sehr alter Invalide aufhalte, von dem man erzähle, er habe schon unter der Regierung Friedrichs des Ersten gedient. Eines Tages befahl er seinem geheimen Kämmerierer, den Mann zu ihm kommen zu lassen. Dieser gieng zu den Invaliden, und fragte ihn: ob er wohl im Stande zu sein glaubte, mit dem Könige reden zu kön-

können? und da jener dies bejahete, befahl er ihm, sich reinlich anzukleiden, und um eine bestimmte Zeit sich auf dem Schlosse einzufinden. Der König fragte den Invaliden nach verschiedenen Umständen; nach den Feldzügen und Schlachten, denen er beigewohnt; unter wessen Kommando er hier und da gestanden habe, und andre Dinge mehr. Der Alte beantwortete alles zur Zufriedenheit des Königs, und dieser ward dadurch bewogen, sich mit ihm in ein weitläuftiges Gespräch einzulassen. Der ehrliche alte Mann ward endlich so dreist und geschwätzig, daß er, ohne gefragt zu werden, anfieng: „Ich muß Ew. Maj. „doch auch einen besondern Spaß erzäh„len. Als Ihr Herr Vater noch Kron„prinz war, war ich Ordonanz bei ihm. „Eines Tages reisete er mit dem Fürsten „von Dessau nach Potsdam. Unter„wegens bei Zählendorf trafen sie einen „Kühhirten bei seiner Heerde schlafend, „und machten sich den Spaß, den Kühen

„die Schwänze abzuschneiden.“ O! sagte der König, und ward dabei auf einmal sehr ernsthaft: das ist nicht wahr: Gleich darauf sagte er zu dem Kämmerierer: gebe er dem Alten zehn Thaler. Dann kehrte er sich um, und ließ den bestürzten Invaliden stehen, der ohne diese Uebereilung vielleicht glüklicher gewesen wäre.

Es war dem Könige unangenehm, wenn etwas bekannt ward, was er geheim gehalten wissen wollte. Im Jahr 1756, kurz vor dem Ausbruche des siebenjährigen Krieges, bat ihn ein Feldwebel vom ersten Bataillon Garde um Erlaubniß, nach seiner Heimath in Westphalen reisen zu dürfen. Es ist jetzt nicht Zeit, mein Sohn, auf Urlaub zu gehen, sagte der König, — wir werden bald marschiren. Bald darauf hörte er, daß seine Leibpagen im Vorzimmer sich heftig mit einander stritten. Er trat näher zur

Thür

Thür und behorchte sie. Nun, und wohin wird denn der König wohl marschiren? sagte der eine. Ganz gewiß nach Schlesien, antwortete der andre. Ho ho! weit gefehlt! Ich will dirs wohl besser sagen, erwiederte der erste; wir gehen nach Sachsen. Plötzlich öfnete der König die Thüre, und sagte: Nein, wir gehen nach Spandau. In der That schikte er den Pagen, welcher den Marsch richtig bestimmt oder vielmehr errathen hatte, auf einige Zeit nach der sogenannten Festung.

Friedrich ehrte den großen Churfürsten Friedrich Wilhelm über alles, und hielt ihn für den größten Fürsten seines Hauses. Als der alte Dohm abgebrochen, und aus demselben die Särge nach dem im Lustgarten neuerbauten Dohm gebracht worden waren, verlangte der König, daß der Sarg dieses großen Fürsten geöfnet werden sollte. Er begab sich nebst einigen Flügeladjutanten dahin. Der Stallmeister Lochner hatte

sich, da sonst niemand zugelassen wurde, mit in die Kirche geschlichen, und stand von fern an der Thür. Der König bemerkte ihn, und ließ ihn näher heran treten. Man sah in dem offnen Sarge den Churfürsten in seinem Ornate und der Tracht seiner Zeiten, nemlich in dem Churmantel, einer großen Halskrause, ein Paar großen Handschuhen mit Frangen, gelben Stiefeln und einer großen Peruque. Sein Gesicht war noch ganz kenntbar. Der König betrachtete ihn eine geraume Zeit lang, ohne zu reden. Endlich traten ihm Thränen in die Augen; er ergrif die Hand des Churfürsten, wandte sich zu den Umstehenden, und sagte mit lebhafter Stimme, gleichsam in Begeisterung: Messieurs, der hat viel gethan. Macht den Sarg wieder zu!

Der König hatte, wie bekannt, ein außerordentliches Gedächtniß. Man sagt: er habe diese Gabe nicht allein von der

Natur reichlich empfangen, sondern sie auch durch verschiedene Hülfsmittel zu erhalten und zu verstärken gesucht. Zu diesen Hülfsmitteln gehört der Gebrauch des weissen Senfs, wovon immer ein Theelöffel voll in seinen Koffee gethan wurde.

Man hat verschiedene Beispiele von der starken Erinnerungskraft des Königs, von denen ich hier einige anführen will. In einer gewissen Gegend der preußischen Staaten in Westphalen ist es seit den ältesten Zeiten gewöhnlich, daß die Unterthanen dem Amte, wozu sie gehören, zu gewissen Zeiten des Jahres eine kleine Prästation an Gelde entrichten müssen. Sie müssen deshalb öfters zehen bis zwölf Meilen weit gehen, und werden dadurch von ihrer Arbeit und Hauswirthschaft abgehalten. Da hierüber manche Klagen und Beschwerden entstanden, traf man endlich die Verfügung, daß diese Prästationen mit einem zu den Zinsen verhältnißmäßigen Kapitale abgekauft werden konnten. Es fan-

den sich daher von Zeit zu Zeit Personen, die sich durch dieses Mittel ihrer beschwerlichen Pflichten entledigten. Jeder solcher Fall ward dem Könige zur Bestätigung und Vollziehung vorgelegt. Kurz vor dem Ausbruch des baierischen Erbfolgekrieges geschahe dies auch. Der König vollzog nichts, sondern schrieb an den Rand der Immediatvorstellung: was will man mit dem Geld machen? — Man konnte diese Frage nicht sogleich beantworten, da zu eben der Zeit die Armee aufbrach, und alles unruhig wurde. Nach Endigung des Krieges kam wieder ein dergleichen Fall vor, und der König vollzog wieder nicht, sondern schrieb auf die Vorstellung: ich habe schon einmal gefragt: was mit dem Gelde vorgenommen werden soll? — Unter so viel tausend andern Sachen solche Kleinigkeiten im Gedächtnisse aufzubewahren, sich ihrer nach einem Feldzuge, und nach mehr als Jahresfrist, während welcher so ungeheuer viel Sachen vorgekom-

kommen sind, doch wieder zu erinnern, verräth ohne Zweifel ein äußerst treues Gedächtniß.

Als man wegen des Baues der sogenannten Friedrichsbrükke, die nach Monbijon führt, dem Könige Anträge machte, antwortete er: da ist nie eine Brükke gewesen. Vielleicht erinnerten sich nur wenige, daß der König wirklich recht hatte, indem diese Brükke erst zur Bequemlichkeit der Königin Frau Mutter angelegt worden war, damit sie näher zu ihrem Lustschlosse gelangen könnte.

Bei Gelegenheit der jährlichen Musterung der Truppen in Preussen trat eine Frau den König an, und bat ihn, er möchte doch ihrem Sohn, der bei der Garde in Potsdam stand, Urlaub geben, damit er sie besuchen könnte. Der König antwortete ihr: das geht nicht an! Als

er nach Potsdam zurük kam, bestellte er dem Soldaten einen Gruß von seiner Mutter, und versicherte ihm, daß sie sich recht wohl befinde. Im folgenden Jahre, als der König sich wieder in Preussen befand, trat ihn die Frau zum zweitenmal an. Er erkannte sie augenbliklich, ließ sie nicht zu Worten kommen, und versicherte ihr, ihr Sohn sei gesund, und es würde ihm lieb sein, wenn sie nach Potsdam kommen und ihn besuchen wollte.

Als dem Könige nach der Schlacht bei Leuthen viele gefangene östreichische Offiziere zu Breslau vorgestellt wurden; sprach er mit vielen über ihre Eltern, Großväter, Verwandten, und erkundigte sich nach so vielen besondern Umständen, daß alle, denen diese Ehre widerfuhr, außer sich geriethen, und nicht zu begreifen wußten, woher der König so mannichfaltige Kenntnisse von Dingen habe, die sie kaum selbst so gut wußten. Sie machten nachher

her überall ihr Erstaunen über den Monarchen, den sie bewundern und verehren mußten, bekannt.

Als Kronprinz, und auch in den ersten Jahren seiner Regierung, liebte Friedrich der Zweite die Affen, und hielt verschiedne in seinem Zimmer, ließ sie sonderbar kleiden, und gab ihnen eigne Nahmen. Diese Thiere gehorchten seiner Stimme und seinen Befehlen; da sie hingegen ihre Wärter und die königlichen Bedienten wenig oder gar nicht achteten. Der König verwechselte in der Folge diese Liebhaberei, und hielt sich Hunde, vielleicht, weil er die Treue dieser Thiere schätzte, wovon ihm eine Hündin, Biche, (deren in diesen Sammlungen bereits gedacht worden) überzeugende Proben gegeben hatte.

Eines Tages hatte sich ein Affe los gemacht, und unter einem behängten Tisch verkrochen. Der König glaubte, er wäre

im

im Vorzimmer, öfnete die Thüre, und rief: nun, Herr Hofrath, will er heraus! — Ein Kanzleibedienter, der grade in dem Vorzimmer stand, weil er dem Könige etwas überreichen sollte, glaubte, der Zuruf gelte ihm, und trat daher mit vielen Verbeugungen näher zum Könige. Dieser war über seine Gegenwart verwundert, und sagte: Ihn habe ich nicht gemeint; — doch es sei darum; Er mag Hofrath sein! Und der Mann ward wirklich Hofrath.

Einst lag der König im Fenster, und vernahm hinter sich ein kleines Geräusch. Er sahe darauf durch eine mit dem Arme gemachte Oefnung, daß der Page seine Dose vom Tisch nahm, sie betrachtete, und eine Prise kostete. Der König störte ihn nicht; aber nach einer kleinen Weile, da er das Fenster wieder zugemacht hatte, nahm er die Dose in die Hand, und fragte

te den Pagen: gefällt euch die Dose? — Bestürzt über diese Frage, wollte der Page anfänglich nicht antworten; da sie aber wiederholt wurde, sagte er endlich schüchtern: Ja. — Nun, da nehmt sie, sagte der König, sie ist euer; für zwei ist sie zu klein.

Der König ertheilte nicht leicht Adelsbriefe, weil er auf den alten ursprünglichen Landadel, der ihm so wakkere Männer geliefert hatte, viel hielt, und ihn erhalten und heben wollte. Selten bekamen daher andere, als verdiente Offiziere, den Adel. In dem siebenjährigen Feldzuge hatte sich der preussische Adel so sehr vermindert, daß die Offizierstellen bei den Regimentern nicht alle mit Edelleuten besetzt werden konnten, und die Chefs derselben sich genöthigt sahen, an deren Stelle Feldwebel und Unteroffizere zu nehmen, von denen aber die meisten nach dem Frieden abgedankt und mit Civilbedienungen oder

Gna-

Gnadengehalten versorgt wurden. Die Generale, die ihre bürgerliche Offiziere dem Könige angelegentlich empfahlen, bewirkten dadurch, daß er sie unter den Regimentern ließ, oder sie in den Adelstand erhob.

Einst fand der König bei der Musterung eines Regiments einen bürgerlichen Offizier. Er sagte zu dem General: Er muß den Menschen wegschaffen, er ist kein Edelmann. „Wenn Ew. Majestät wollen," erwiederte der General, „daß ich solche verdienstvolle Männer, „wie dieser Offizier, wegschaffen soll, so „wird künftig mein Regiment schwerlich „seine Schuldigkeit thun können." Nun, so muß er geadelt werden, sagte der König, und ließ ihm das Diploma unentgeldlich ausfertigen.

Man kann es sich nicht recht erklären, warum der König bei den jährlichen Muste-

sterungen immer einen oder den andren Offizier oder Junker für nicht adelich erklärte, ob es gleich mancher von ihnen war. Der Monarch hatte hierzu gewiß seine Bewegungsgründe. Bei den mehresten mag wohl der Fall gewesen sein, daß sie sich nicht als Edelleute betrugen.

Ein Mann, der dem Könige in Civilgeschäften sehr wichtige Dienste geleistet haben wollte, verlangte in dieser Rukſicht den Adel. Der König schrieb auf den Rand seiner Vorstellung: *on ne devient annobli par la plume, mais par l'epée.*

Die Gebrüder Ellenberger baten im Jahr 1768, sich „Keller von Zinnendorf, sonst Ellenberger genannt" schreiben und nennen zu dürfen. Ihr Onkel, Johann Kellner von Zinnendorf hatte nehmlich in seinem Testamente festgesetzt: daß seine Schwestersöhne seinen Nahmen führen sollten. Der König antwortete auf die Vor-

stellung

stellung, die ihm deshalb gemacht ward, Folgendes:

Das geht nicht an, und würde zu einer Prostitution des Adels und denen Leuten selbst zur Last und Schaden sein, da sie vorher nicht adelich gewesen. Es muß ihnen gnügen, daß ich ihnen permittire, sich nach dem Nahmen ihres Erblassers zu schreiben.

Der König konnte die zwiefachen oder zusammengesetzten Namen nicht leiden. Einmal bat ihn ein alter Edelmann um Erlaubniß, dem Testamente einer reichen Erblasserin zufolge, ihren Nahmen dem seinigen beifügen zu dürfen. Der König antwortete:

Der Mensch hat ja schon einen Namen, was will er mit zwei machen?

Einst sagte er bei der Tafel: ich weiß nicht, woher es kömmt, daß aus den bürgerlichen Offizieren, wenn ich sie auch zu Edelleuten mache, nichts rechts werden will. Verzeihen Ew. Maj. sagte einer von den Anwesenden dagegen, wir haben ja den braven Obristen von R... in der Armee, der das Gegentheil beweisen könnte. Der König schien sich zu besinnen, wiederholte den Namen des Obristen oft; und sagte endlich; ei was! der Obriste R... ist ein alter Edelmann; das weiß ich besser. (Er war es aber nicht.)

Bei einer von den jährlichen Musterungen fragte der König einen Offizier nach seinem Nahmen. Dieser nannte ihn, und der König sagte darauf: Er ist kein Edelmann! Ew. Majestät, antwortete der Offizier ganz kaltblütig: Kaiser Rudolph der Zweite hat schon zehn Mark löthigen Goldes Strafe darauf gesetzt, wenn

einer an meinem Adel zweifeln würde. Ei, gehorsamer Diener! erwiederte der König, ich habe jezt kein Geld, und ritt weiter.

Der König besaß eine außerordentliche Kenntniß der adlichen Geschlechter, besonders in seinen Staaten. Dem General von Rothkirch erzählte er einst: die Tartarn hätten bei ihrem Einfall in Schlesien seine Familie, die aus vierzig Personen bestanden, bis auf ein Kind in der Wiege ausgerottet. Der General mußte gestehen, daß diese Begebenheit nicht allein nach der Erzählung der schlesischen Geschichtschreiber richtig sei, sondern auch, daß er sich noch dunkel erinnern könne, in seiner Familie davon reden gehört zu haben.

Der General Zaremba hatte einen weitläuftigen polnischen Nahmen. Der König hatte davon gehört, und fragte ihn einstmals: wie heißt Er denn eigentlich, Zaremba? —

Der

Der General sagte seinen langen Nahmen her. Ei! rief der König aus; so heißt ja der Teufel nicht! Mit kaltem Ernst erwiederte Zaremba: Nun, E. Majestät, der ist auch nicht von meiner Familie.

Ein alter Offizier bat um Erlaubniß, den von Friedrich dem Ersten gestifteten, von dem Könige aber wieder aufgehobenen Orden de la Générosité, dem ihm Friedrich Wilhelm ertheilt hatte, tragen zu dürfen. Meinetwegen, schrieb der König auf seine Vorstellung: mag er doch alle aufgehobene Orden tragen!

Im siebenjährigen Kriege that sich ein Dragoneroffizier im Angesichte des Königs bei einem Gefechte durch außerordentliche Tapferkeit hervor. Friedrich belohnte ihn dadurch, daß er ihm den Orden pour le

Mérite zuschikte. Als aber der Offizier, der gar kein Vermögen hatte, nach einer kurzen Freude hörte, er solle dafür zehn Dukaten an den Adjutantursekretair bezahlen, schikte er den Orden mit Dank und der Vorstellung zurük: er sei arm, und könne das Geld für denselben nicht bezahlen. Der König ließ ihn bald darauf in sein Zelt kommen. Hier, sagte er zu ihm, indem er auf einen Tisch zeigte, sind hundert Stük Dukaten, dabei liegt der Orden; wähle Er von beiden, was Ihm gefällt. Der Offizier griff nach den Dukaten. Er hat keine Ehre im Leibe, sagte der König, und ließ ihn gehen. Im baierschen Erbfolgkriege zog eben dieser Offizier bei einer gewissen Gelegenheit wieder die Aufmerksamkeit des Königs auf sich, und erhielt den Orden zum zweitenmal. Als er dem Könige dafür dankte, erinnerte er ihn zugleich an die ehemalige Begebenheit, und versicherte, er wolle nunmehr den Orden mit Freuden annehmen und tragen, auch gern das Geld dafür be-

zah-

zahlen, da er gegenwärtig eine Kompagnie habe, die soviel wohl abwerfe.

Friedrich hatte im siebenjährigen Kriege, zu eben der Zeit, da sich der lezt verstorbene Landgraf von Hessenkassel bei der Armee eingefunden hatte, einen äußerst scharfen Befehl ergehen lassen, daß Niemand, er sei wer er wolle, bei Lebensstrafe marodiren, oder etwas mit Gewalt nehmen solle. Die Leute des Landgrafen wußten dies Verbot entweder nicht, oder sie glaubten, es gehe sie nichts an. Sie waren daher in ein Dorf eingefallen, und hatten den Einwohnern einige Stük Rindvieh weggenommen. Damit ihr Raub nicht so leicht endekt werden oder in die Augen fallen möchte, hatten sie Pferdedekken über das Vieh gelegt, auf welche das landgräfliche Wappen mit dem blauen Hosenbande umgeben, nebst der Divise: Hony soit qui mal y pense gestikt war. Der König begegnete dieser Prozes-

 sion.

sion. Er bemerkte sogleich die Dekken, und sagte lachend zu seinen Begleitern: Ich kann dazu nichts sagen, denn da steht geschrieben: *Hony soit qui mal y pense.* (Troz sei dem geboten, der etwas dawider hat.)

In eben dem Feldzuge ritt der König einmal auf einem beschleunigten Marsche neben seiner Reuterei, und hörte von fern einen Reuter abscheulich lärmen und fluchen. Er ritt näher zu ihm hin, und hörte, daß der Reuter unter den abscheulichsten Flüchen sagte: er wollte wünschen, daß dies verdammte Leben erst ein Ende hätte. Du hast Recht, mein Sohn! rief ihm der König zu, — ich wünsche es auch; aber was wollen wir machen? — wir müssen schon aushalten, bis es Friede wird. Auf eine so leutselige Art behandelte der König seine Soldaten, wenn sie sich gleich Verweise und Strafe zugezogen hatten, und man darf sich daher nicht wundern, wenn sie

unter

unter seiner Anführung allen Mühseligkeiten trotzten.

Bei Bestürmung der Burkersdorfer Anhöhen im Jahr 1762. begegnete der König einem verwundeten Musquetier. Wie gehts? fragte er ihn. — Gottlob! antwortete der Soldat, es geht alles gut, die Feinde laufen, und wir siegen. Du bist verwundet, mein Sohn, fuhr der König fort, und reichte ihm sein Schnupftuch, verbinde dich damit. Nun wundre ich mich nicht, sagte Czernischef, der dem Könige zur Seite ritt, daß man Ew. Majestät mit solchem Eifer dienet, da Sie Ihren Soldaten so liebreich begegnen.

Einst sahe der König auf einem Marsche einen Feldprediger reiten. Das ist wider die Regel, sagte er zu ihm; es heißt ja: Gehet hin und lehret die Heiden, und Er reitet? — Behüte,

erwiederte der Feldprediger, der Grundtext sagt: sehet zu, wie ihr fortkommt.

Während seiner langen Regierung waren dem Könige so viele Betrügereien von Personen in allen Ständen bekannt geworden, daß man sich gar nicht darüber wundern darf, wenn er in seinen letzten Lebensjahren mißtrauisch wurde, und glaubte, er würde von jedermann betrogen.

Einsmals kam er von einer Musterung zurük, welche eine außerordentliche Menge Menschen herbeigelokt hatte. Ein Prinz, der neben ihm ritt, fragte ihn: Ew. Majestät, wovon mögen sich alle diese Leute wohl nähren? Der König antwortete: sie betrügen sich unter einander, und mich, mich betrügen sie alle.

Besonders glaubte Friedrich von den Feldproviantbedienten, die im siebenjährigen Kriege bei der Armee gedient hatten, sie hätten ihn alle betrogen, und zweifelte sehr

daran, daß einer von ihnen eine Ausnahme gemacht habe, und ehrlich gewesen sei. Die Wittwe eines Proviantkommissarius stellte dem Könige wehmüthig vor: ihr Mann sei gestorben, und, da er, besonders im königlichen Dienste, stets ehrlich und uneigennüzzig gewesen sei, so habe er nichts erübrigt, und sie in elenden Umständen verlassen. Der König schrieb an den Rand der Vorstellung: Ich habe den Esel an die Krippe gebunden, warum hat er nicht gefressen? —

Bei einer Musterung sahe der König einen Offizier, der eine ziemlich große Narbe im Gesicht hatte, und sagte zu ihm: das ist gewiß ein Bierhieb. — Ja, Ew. Majestät, antwortete der Offizier; der Krug war bei Leuthen, und Ew. Majestät schenkten brav ein.

Durch die Einführung der Opern gab der König dem berlinschen Publikum ein

ganz neues bisher unbekanntes Schauspiel. Er selbst nahm während der ersten zwanzig Jahre seiner Regierung vielen Antheil daran, und sparte keine Kosten, die besten Sänger und Tonkünstler in seine Dienste zu bekommen. Er besuchte nicht allein die Opern fleißig, sondern war auch bei den Generalproben, zu welchen niemand zugelassen wurde, allein gegenwärtig, und unterrichtete die Sänger in der Aktion und Deklamation.

Noch in den letzten Jahren seines Lebens liebte der König seine alten Sänger sehr. Er stellte einst der Königin von Schweden bei ihrer Anwesenheit in Berlin, die alte sonst wenig schätzbare Sängerin Gasparini mit den Worten vor: Hier, meine Schwester, sehen Sie meine älteste Sängerin, die noch immer gut singt, und die Sie auch ehedem gehört haben.

Der

Der Sänger Porporino genoß viel Gnade vom Könige. Er erhielt von ihm den Namen Porporino, nach seinem Lehrmeister Porpora. Dieser Porporino sowohl, als sein Mitsänger und Zeitgenosse, Paolino, hatten für den Dienst des Königs so viel Ehrfurcht, daß sie vor niemanden, als vor ihm, singen wollten. (Die Kirchenmusiken beim katholischen Gottesdienste, besonders an hohen Festtagen, waren hievon ausgenommen.) Porporino ward von seinen Freunden in Italien, wohin er gereiset war, auf das dringendste gebeten, seine Stimme hören zu lassen; er schlug es ihnen aber mit der Entschuldigung ab, sie sei allein Gott und dem Könige von Preußen gewidmet.

Der nachmalige Kantor bei der berlinischen Garnisonschule, Namens Pohle, hatte einen durchdringenden Baß. Er sang mit den Chorschülern in den Opern, und besonders das in der Oper Iphigenia vorkommende Orakel. Man stellte dem

Kö-

Könige vor: daß es nöthig sei, einen solchen Sänger stets beizubehalten, und bat, Pohlen eine Versorgung zu geben, damit er immer in Berlin bliebe. Der König genehmigte diesen Vorschlag, und gab Pohlen, bis eine solche Versorgung erledigt sein würde, monathlich zehn Thaler. Es vergieng eine geraume Zeit, ohne daß Pohle eine Versorgung erhielt, oder sein kleines Gehalt, von dem er nicht leben konnte, erhöhet ward. Er entschloß sich daher, den König im Jahre 1745. in der Opernprobe anzutreten. Dieser hatte gerade an diesem Tage durch den russischen Gesandten erfahren, daß die Sachsen und Oesterreicher aufbrächen und angreifen wollten. Da die Opernprobe einmal bestellt war, so wohnte er ihr zwar bei, aber nicht mit der heitersten Seele. Dies war für Pohlen ein Unglük, denn, da er dem Könige seine Bitte vortrug, sahe ihn dieser zornig an, und sagte: Mein Freund, ich sehe es Euch schon an, warum Ihr nicht auszukommen wißt. — Ihr müßt essen

und

und trinken, aber nicht fressen und sauffen. — Geht, und laßt mich zufrieden.

Während der Zeit, daß sich der König als Prinz in Küstrin aufhalten mußte, machten sich mehrere Personen durch Beweise von Zuneigung vorzüglich bei ihm beliebt; unter andern der Kammerpräsident von Münchow, der Generallieutenant und Gouverneur von Lepel, der Kriegsrath Hanf, und der Auscultator von Birkholz. In der Folge belohnte der König sie oder ihre Familie dafür. Münchow's Sohn ward Etatsminister, Graf und Ritter des schwarzen Adlerordens! Hanf starb als Geheimerfinanzrath beim Generaldirektorium, und von Birkholz, der eine Münchowsche Tochter zur Frau hatte, ward Kammerpräsident der neumärkischen Kammer an des von Rothenburg Stelle. Als dieser Rotenburg seiner geschwächten Gesundheit wegen den Abschied forderte, und der Ge-

hei-

heimefinanzrath von Schöning, Birkholzen statt seiner vorschlug, erinnerte sich der König seiner noch sehr wohl, und sagte: Hat dieser Birkholz nicht eine Münchowen zur Frau?

Schöning. Ja, Ew. Majestät, eine Tochter des Ministers.

Der König. Ganz Recht. Da muß er ja wohl Geld haben? — denn Münchow hatte Vermögen.

Schöning. Nein, Ew. Majestät, er ist in eingeschränkten Umständen.

Der König. So muß er kein guter Wirth gewesen sein.

Schöning. Das nicht, Ew. Majestät, die Russen haben ihm sein Gut im Kriege ruinirt.

Der König. So, — nun gut, — er soll Präsident sein.

Ein

Ein königlicher Rentmeister bat den König in einer Vorstellung, ihm den von seinem Herrn Vater als ein Deputat angewiesenen, von ihm aber gestrichenen Wein, zu lassen. Der König schrieb an den Rand der Vorstellung: nein, keinen Wein; mein Rentmeister muß nüchtern sein.

Einst fragte der König bei einer Musterung den General von Koschenbar, welchen er sehr schäzte: wo wohnt er denn? — In der Klosterstraße, antwortete der General; es ist eine traurige Gegend, weil das Glokkenspiel beständig geistliche Lieder in langsamen melancholischem Tone herleiert. Gut, erwiederte der König, — lasse er sich künftig etwas Lustiges spielen. Von dieser Zeit an wurden bis zum Tode des Generals auf dem Glokkenspiele Arien, Menuetten und andere muntre Stükke gespielt.

Der König pflegte sonst auf seinen Reisen öfters den Weg durch die Stadt Strausberg zu nehmen. Einstmals trat er daselbst, bis der Vorspann herbeigeschaft wurde, in einem Hause ab, in welchem man den Rauchfang über dem Kamin vermauert hatte. Da die Witterung etwas rauh war, befahl er Feuer anzulegen, welches auch, ohne daß man an den Rauchfang dachte, sogleich geschahe. Da nun der Rauch nicht abgeführt werden konnte, so ward in kurzer Zeit die Stube so davon angefüllt, daß der König Gefahr lief, zu erstikken. Geschwind ergrif er seinen Stok und Degen, und eilte um auf die Straße zu kommen. Seine Leute, welche diesen Vorfall nicht vermuthet, hatten sich zerstreuet, und es blieb ihm nichts übrig, als sich in den Wagen zu setzen und ihre Ankunft zu erwarten. Als sie kamen, befahl er mit Verdruß, sie sollten eilen, damit er fortkäme, weil man ihn sonst hier erstikken würde. Dieser Vorfall erregte bei dem

Könige

Könige eine sehr widrige Meinung von der armen Stadt Strausberg. Als er nach Potsdam zurük gekommen war, fragte er einen General, der sich damals oft bei ihm befand, wo er seine Güter habe? und als ihm dieser die Gegend in der sie lagen anzeigte, fragte er weiter: kömmt er nicht durch Strausberg? — Nein Ew. Majestät, versetzte der General; wenn Sie es aber befehlen, will ich wohl durchreisen; ich kenne sonst diese Stadt. Ei thue er's doch, sagte der König, erzählte ihm den gehabten Vorfall, und fuhr fort: habe ich doch nicht gewußt, daß ich in meinen Landen ein solches Lumpennest habe! — Ich vermuthete mir aber gleich solche schöne Herberge darin; denn, als ich an das Thor kam, sah ich, daß oben auf demselben eine dürre Weide stand, worauf eine Krähe saß, die mir gar lieblich entgegen krächzte. Halt, dacht' ich, hier wird's gut sein, und wie Er hört, so habe ich mich

nicht betrogen. O, höre er doch! – reise er ja durch Strausberg, und sage Er mir dann, ob ich recht habe. Seit diesem Vorfall erhielten die armen Straußberger auf ihre Bitten und Vorstellungen fast nie eine gnädige Resolution.

Vor dem siebenjährigen Feldzuge besuchte der König eine Generalin, welche sehr schöne Leute im Dienste hatte. Es ist Schade, sagte der König zu seinen Begleitern, daß solche hübsche Kerls Weibern dienen müssen. Ei, erwiederten diese, wenn es Ew. Majestät befehlen, so kann man sie ja zu Dero Diensten bringen. Ja, sagte der König, man muß sehen, daß es mit guter Manier geschehen kann. Bald darauf giengen in allen Straßen Berlin's Patrouillen umher, welche junge Kaufdiener, Barbiergesellen u. d. m. wegnahmen, die Bedienten von den Kutschen ihrer Herrschaften herunter,

rissen,

rissen, und damit alle Wachen anfüllten. Ganz Berlin gerieth über dieses gewaltsame Verfahren in Bestürzung; man sahe keinen Menschen auf den Straßen; die Häuser wurden verschlossen, und überall hörte man ausserordentliche Klagen. Sobald der König das was vorgegangen war, erfuhr, gerieth er in die heftigste Bewegung, befahl die eingezogenen Leute wieder loszulassen, und ließ versichern, daß niemand weiter dergleichen Begegnungen, die gänzlich wider seinen Willen wären, zu befürchten hätte. Auch wurden die eingezogenen Leute augenbliklich wieder in Freiheit gesetzt. Er war über diesen Vorfall so mißvergnügt, daß er mehr als einmal sagte: dies ist der unangenehmste Tag, welchen ich seit dem Antritt meiner Regierung erlebt habe.

Es wird vielen noch erinnerlich sein, daß der König einige Zeit nach dem zweiten schlesischen Kriege mit dem Generalfeldmarschall Grafen von Schwerin in ein Mißverständniß gerathen war, weshalb letzterer sich auf seine Güter begab, und daselbst eine geraume Zeit über verblieb, ohne sein Regiment oder den Hof zu sehen. Endlich schrieb der König an den Generalfeldmarschall: ob er nicht einmal wieder nach Berlin kommen wollte. Schwerin sahe dieses für einen Befehl an, dem er Gehorsam leisten mußte, und kam.

Der verstorbene Kammerhusar und nachmalige Bettenmeister auf dem königlichen Schlosse zu Berlin, Tauber, erzählte von der ersten Zusammenkunft zwischen Beiden folgendes:

Schwerin kam des Morgens um acht Uhr in das Vorzimmer des Königs, und sagte zu Taubern: Guten Morgen, mein Sohn!

Sohn! — ist der König in seinem Zimmer, und ist er schon angekleidet?

Tauber. Ja, Ew. Excellenz.

Schwerin. Ist er gut disponirt? hat er nichts verdrießliches an ihm bemerkt?

Tauber. Nein, Ew. Exzellenz, — ich werde ihm jezt den Kaffee hinein tragen.

Schwerin. Nun — sage er noch nicht, daß ich hier bin.

Tauber trug den Kaffee hinein, und kam, nachdem der König getrunken hatte, wieder ins Vorzimmer.

Schwerin. Nun, mein Sohn, ist der König noch guten Humeurs? —

Tauber. O ja, Ew. Exzellenz.

Schwerin. So sage er ihm, daß ich hier bin.

Tauber gieng zum Könige, und meldete den Feldmarschall an. Der König antwortete nichts, nahm seine Flöte, gieng auf und nieder, und fantasirte auf derselben beinahe eine Viertelstunde, legte sie alsdann eilig weg, stekte den Degen an, und sagte zu Taubern: laßt den Generalfeldmarschall hereinkommen. Tauber öfnete die Thür, und winkte Schwerinen mit der Hand, näher zu treten. Sobald ihn der König erblikte, rief er ihm zu: guten Morgen Schwerin! wie gehts? — und gab darauf einen Wink, daß er allein sein wolle. Tauber trat ab, blieb aber im Vorzimmer. Hier hörte er, wie das Gespräch zwischen Schwerinen und dem Könige immer lauter, und endlich so heftig ward, daß ihm anfing bange zu werden. Beide mäßigten ihre Stimme auf keine Weise. Es dauerte aber nicht lange, so ward die Unterredung sanfter und zulezt leise. Die Thüre öfnete sich, Schwerin verbeugte sich gegen den König, mit einer heitern zufriednen Mine, und der König

sagte

sagte zu ihm: Ew. Exzellenz essen zu Mittag bei mir. — Nun war das gute Vernehmen zwischen diesen großen Männern wieder hergestellt.

Der General von Buttler, der bei der Garde des Königs als Obrister gestanden hatte, nahm als General wegen seiner geschwächten Gesundheit den Abschied, und begab sich nach dem kleinen Städtchen Ziesar, um dort seine übrige Lebenszeit zuzubringen. Gerade vor seinem Hause pflegte der Schweinhirt mit Anbruch des Tages zu tuten, um seine Heerde zusammen zu rufen, und dadurch den General auf das unangenehmste im Schlafe zu stören. Der General ließ daher dem Schweinhirten sagen: er möchte künftig etwas weiter gehen. Dieser behauptete aber, es sei seine Pflicht eben da und nirgends anders seine Schweine abzurufen. Der General ersuchte nun den Magistrat, dieser Störung sei-

ner Ruhe abzuhelfen. Der Magistrat gab aber zur Antwort: sie glaubten, der Herr General würde nicht in der Absicht nach ihrem Städtchen gekommen sein, ihre alten Rechte, Herkommen, Privilegien und Freiheiten zu schmälern. Es wäre ein altes Herkommen, daß der Schweinhirt dort und nirgends anders abriefe; man hofte also, der Herr General würde es dabei bewenden lassen. Nun befahl Buttler seinem Kammerdiener, er sollte am nächsten Morgen, wenn der Hirt kommen würde, ihn mit der Hundepeitsche abprügeln, damit ihm die Lust verginge, dort zu blasen. Der Kammerdiener that, was ihm befohlen war, und die Sache ward klagbar. Der Magistrat wandte sich sogleich unmittelbar an den König, und trug ihm den Vorfall zur Entscheidung vor, mit der Erinnerung, wie sehr durch diese Gewaltthätigkeit die Rechte und Freiheiten der Stadt litten. Der König schrieb eigenhändig unter die Vorstellung: Ihr seid allzumal Schurken. Dem General aber schrieb er:

„Mein

„Mein lieber General Buttler, ich bedaure Euch, daß Ihr Euch zu einer Stadt gewandt habt, wo Ihr auch nicht einmal vor dem Schweinhirten sicher seid. Ihr hättet wohl bessere Städte in meinen Ländern finden können. Ich glaube aber, sie werden Euch künftig in Ruhe lassen.

Ein alter ehrlicher Bürger in Berlin schrieb im Jahr 1778. an den König: er wäre mit Sr. Majestät in einem Jahre gebohren, und hätte bei allem Fleis nicht so viel erwerben können, sein Haus auszubessern, welches nunmehr sehr verfiele. Da Se. Majestät so viele Häuser baueten, so möchten Sie auch seines bauen. Dem Könige gefiel die Treuherzigkeit des Mannes, der die Bittschrift mit eigner Hand geschrieben hatte. Er antwortete ihm so-

gleich, und ließ sein Haus bauen, ob er gleich übrigens für das erwähnte Jahr keine Baugelder ausgesetzt hatte.

Bei der Garde war einmal ein Auditeur, den der König sehr gut leiden konnte. Eines Tages befahl der König, daß die Bagage sich durch die Bataillons durchziehen sollte. Der Auditeur war spät aufgestanden, und versäumte die rechte Zeit, so daß er sie nicht mehr durchbringen konnte, und der König war darüber ungehalten. Am folgenden Tage befahl der König eben das, und der Auditeur, der nun auf seiner Hut war, brachte die Bagage gehörig durch die Bataillons. Der König ritt auf ihn zu und sagte: aber Herr, warum gehts denn nun heute? — Ja, antwortete der Auditeur: Ew. Majestät, heute war die Disposition auch besser. Der König lächelte und sagte: *mi Domine, mi Domine*!

Der

Der König wollte einen gewissen Major wegen seiner Tapferkeit belohnen, und schenkte ihm den Orden pour le Mérite. Der Major dankte, sagte aber dabei: „das kann mir alles nichts helfen.“ Nun, so sollt ihr eine Amtshauptmannschaft haben. „Ew. Majestät sind zu gnädig, „das kann mir alles nichts helfen.“ So will Euch noch eine jährliche Pension geben. „Ich danke unterthänigst, Ew. „Majestät, ich bin so vieler Gnade nicht „würdig, das kann mir alles nichts hel- „fen.“ Der König schwieg nun. Da der Major weggegangen war, sagte er zu den Anwesenden: ich weiß nicht, was der Mann will! womit kann ich ihm denn helfen? Man sagte ihm hierauf, der Major habe sich angewöhnt, bei allem, was er sage, hinzuzusetzen: das kann mir alles nichts helfen. So, das hätte ich wissen sollen, sagte der König; in der That, ich habe ihm zu viel gegeben!

Im

Im baierschen Erbfolgekriege war der König mit dem Kronprinzen, jeztregierenden König, wegen der Klugheit, mit der er das ihm anvertraute Korps bei dem Zurükmarsche aus Böhmen eben so glüklich als kühn geführt hatte, so wohl zufrieden, daß er ihm mit der heitersten Miene entgegen gieng, und zu ihm sagte: Ich betrachte Sie von heute an nicht mehr als meinen Neveu. Als der Prinz über diese Anrede verwundert war, sezte er hinzu: ich sehe Sie als meinen Sohn an. Sie haben alles gethan, was ich hätte thun können, alles, was man von dem erfahrensten General erwarten konnte; uud umarmte ihn mit vieler Zärtlichkeit.

Die Versorgung der Invaliden beförderte der König aufs kräftigste, weil er die Verdienste dieser Leute um das Vaterland schäzte, und sie, so viel ihm möglich war,

beloh-

belohnen wollte. Man hat davon verschiedene Beispiele, von denen ich nur folgendes als zuverlässig bekannt machen will.

Auf die Anfrage des Generaldirektoriums vom 16ten April 1763.: ob der Thorschreiber Werner zu Dardesheim, wegen seiner ungebührlichen Konduite, abgesetzt werden solle? — schrieb der König an den Rand der Immediatvorstellung:

Man muß alte Soldaten, die mit ihrem Blute dem Vaterlande gedient haben, nicht verstoßen.

Der König stand einmal bei einem General Gevatter. Der Prediger, der das Kind taufte, sagte dabei weiter nichts, als folgende Periode: „Da es die Nothwendigkeit erfordert, die Kinder der Christen

zu

zu taufen, so will ich hiermit diese heilige Handlung verrichten, dem Kinde den Namen Friedrich beilegen, und solches taufen im Nahmen des Vaters, Sohns und heiligen Geistes. Amen." Der König sagte hierauf zu ihm: Er gefällt mir wegen Seiner beliebten Kürze, ich werde an Ihn denken. Nicht lange darauf bekam der Prediger eine ansehnliche und einträgliche Stelle, die er wegen seiner Gelehrsamkeit und Talente auch vollkommen verdiente.

Ein Lieutenant von der Kavallerie erhielt vom Könige Erlaubniß, sein väterliches Gut anzunehmen. Er war ein guter Wirth, baute sein Haus, verbesserte seine Felder, und legte auf einer unfruchtbaren Heide eine Kolonie an. Nach und nach baute er an vierzig Häuser, die er, nebst einem Gärtchen und etwas Feld, den neuen Einwohnern gegen einen jährlichen Erbzins schenkte. Es wandten sich verschiedene

Fab-

Fabrikanten nach diesem Ort; die Häuser vermehrten sich, und die Kolonie wurde bald blühend. Der König, dem dergleichen Anstalten nicht verborgen bleiben konnten, ließ diesen nützlichen und fleißigen Vasallen zu sich rufen. Ich höre, sagte er zu ihm, Ihr seid ein guter Wirth. Ist es wahr, daß Ihr eine Kolonie angelegt habt? Ja, Ihre Majestät, ich fand bei Uibernahme des Guts, einen Platz, der dazu geschikt war, und den ich außerdem nicht nutzen konnte. — Wie viel Häuser habt Ihr gebauet? — Vierzig habe ich auf meine Kosten nach und nach gebaut; es haben sich aber nun verschiedene Leute gefunden, die sich auf eigene Kosten bei mir etablirt haben. — Wo habt Ihr das Holz hergenommen? — Aus meinem Walde. — Hat der Wald das tragen können? — Ja, — Wo habt Ihr die Unterthanen herbekommen? — Es sind meistens Sachsen und andre Ausländer. — Der

König

König lächelte hierbei freundlich, klopfte ihm auf die Achsel, und sagte: — Nicht übel, mein lieber N.... Wieviel kostet Euch die ganze Anlage, und warum habt Ihr Euch nicht um Unterstützung bei mir gemeldet? — Weil ich wenig baares Geld habe aufwenden dürfen, und weil ich nicht wußte, ob es mir glükken würde. Wenn ich das Holz und die Fuhren rechne, so könnte ich wohl einige tausend Thaler verbauet haben. Dies Kapital trägt aber schon seine Interessen, und meine Einkünfte haben sich seit der Zeit um ein Beträchtliches vermehrt. — Gut, Ihr sollt Eure Auslagen wieder bekommen. Nicht lange darauf erhielt der Edelmann eine eigenhändige Assignation des Königs auf 12000. Thaler.

Der verstorbene Feldprobst Dekker stand, wie jedermann weiß, bei dem Könige

ge

ge in besondern Gnaden, so daß er sich, weil der König oft mit ihm scherzte, manche Freiheit herausnehmen durfte. Einst fiel er dem König ins Gesicht, als er gerade gedankenvoll und in sich gekehrt einhergieng. Der König ritt auf ihn zu, und fragte ihn: Woher des Landes? — Von einem Krankenbesuche, Ew. Majestät. — O, besuch' Er doch einmal meine Stute, sie ist sehr krank. — Sehr gern. — Der Probst gieng sogleich in den Stall, erkundigte sich nach dem Leibpferde des Königs, fragte was dem guten Thiere fehle, und gab dem Stallmeister einen Rath, wie dem Thiere zu helfen sein möchte. Darauf meldete er sich bei dem Zahlmeister des Königs, und verlangte die Bezahlung folgender Note: Hundert Thaler hat Endesunterzeichneter dato für einen Besuch bei der kranken Stute Seiner Majestät, und für einen bei dieser Gelegenheit ertheilten guten und heilsamen Rath aus der königlichen Kasse richtig er=

halten, worüber hierdurch mit unterthänigstem Danke quittirt wird.

Dekker. Feldprobst.

Der Zahlmeister stutzte hierüber, und meldete sich mit der Quittung beim Könige. Der König runzelte erst die Stirn, fing dann an zu lachen, und sagte: Diesmal mags sein; bezahlt ihm nur das Geld; aber er soll mir nicht noch einmal so kommen.

Als der König bei seiner persönlichen Zusammenkunft mit dem Kaiser Joseph diesen die Treppe hinauf führte, weigerte sich der Kaiser voran zu gehen. Indem sich Beide herumdrehten, und keiner zuerst gehen wollte, sagte endlich der Kaiser: „O Sire! wenn Sie anfangen mit mir „zu manövriren, so ziehe ich den Kürzern, „und

„und ich muß gehen, wohin Sie mich „haben wollen,“ und damit gieng er voran.

Man thut dem großen Friedrich Unrecht, wenn man von ihm sagt, er habe die Grausamkeiten des Krieges geliebt. Als der Graf von Sekkendorf nach Berlin kam, um den König zu bewegen, dem unglüklichen Kaiser Karl dem Siebenten wider seine Feinde beizustehen, war der Monarch gegen alle Vorstellungen und Bitten des Grafen taub. Er zeigte ihm bei einer Parade ein Regiment, welches im ersten schlesischen Kriege besonders viel gelitten hatte, und sagte: Sehen Sie, was mir der Krieg gekostet hat! Dieses Regiment hat über die Hälfte seiner Leute verlohren. Soll ich meine Unterthanen wieder der Gefahr aussezzen, so schreklich niedergemetzelt zu werden? —

Congé expedié au Baron de Pölniz à ſa Retraite de Berlin.

Nous — — — — ſavoir faiſons par les preſentes, que le Baron de Pölniz, natif de Berlin, & autant qu'il nous eſt connu, né de parens honêtes, Gentilhomme de la Cambre de feu Nôtre Grand Pere de glorieuſe mémoire; comme auſſi au ſervice de la Ducheſſe d'Orleans dans la même qualité, Colonel à celui d'Eſpagne, Capitaine de Cavallerie dans l' Armée du feu Empereur, Camerier de Pape, Chambellan du Duc de Brounswic, *Enſeigne au ſervice de Duc de Weimar*, Chambellan à celui du feu Nôtre Pere de bien - heureuſe mémoire; & en dernier lieu Grand - Maître de Cérémonies au Nôtre: ſe voyant comme *inondé & emporté* par le torrent des emplois militaires les plus honorables, & des plus éminentes charges de la

cour,

cour, qui ſucceſſivement ont plû ſur ſa perſone; las du monde & entrainé par les mauvais exemples du nouveau Chambellan Montaulieu, qui peu de tems avant lui a deſerté la cour: le dit Baron de Poelnitz Nous a recherché & très - humblement ſuplité de lui accorder en grace un congé honête pour le maintien de ſa bonne reputation & renommée.

Déferant donc à ſa demande & ne jugeant pas à propos de refuſer à ſa bonne conduite le temoignage dont il nous a requis, vu les importans ſervices qu'il a rendu à Notre cour royale *par ſes plaiſantéries* & les amuſemens qu'il a procuré à Notre Pere defunct l' eſpace de neuf ans: Nous n'avons pu Nous empecher de declarer à la gloire du Baron, & declarons que pendant tout le tems qu'il a paſſé à Notre ſervice il n'a *été ni voleur de grand chemin, ni coupeur*

de bourse, ni empoisonneur, qu'il n'a point ravi & violé de jeunes filles, calomnié grossierement, ou porté la moindre attente à l'honneur de qui que ce soit à Notre Cour; mais qu'il s'est toujours conduit en galant-homme & convenablement à son origine, n'ayant jamais fuit qu'un usage honéte des talens que le Ciel a accordés pour atteindre au but du théatre qui est de représenter agréablement & plaisamment le ridicule des hommes, afin de les en corriger par là.

De même, il a toujours suivi très-sincèrement le conseil de Bachus, quant à la modération & à la sobrieté, & poussé la charité chrétienne jusqu'à faire pratiquer aux paisans cette maxime de l'Evangile, mieux vaut donner que recevoir: il possédoit encore parfaitement les Anecdotes de Nos chateaux & maisons de plaisance, & particulièrement les listes de Nos vieux meubles, & savoit

du

du reſte, par ſes mérites ſe rendre utile & ſerviable, auprès de ceux *qui connoiſſoient la méchanceté de ſon eſprit, & le peu de bonté de ſon coeur.*

Nous rendons de plus témoignage au dit Baron, qu'il ne Nous a jamais fait mettre en colère, ſi ce n'eſt lorsque ſon importunité paſſant toutes les bornes du reſpect, eſſuioit de profaner & de deshonorer les cendres des Nos glorieux Ancêtres d'une manière indigne & inſupportable.

Mais comme dans les plus belles contrées on rencontre des lieus incultes & ſtériles, que les plus beaux corps on leurs déformités, & les tableaux des plus grandes peintres leurs défauts; Nous voulons bien auſſi pardonner au dit Baron ſes fautes & défauts; & Nous lui accordons par la préſente, quoiqu' à regrêt, le congé qu'il a ſollicité, voulons

au surplus abolir & abolissons entièrement la charge, qui lui avoit été confié, afin que la mémoire en soit pour jamais effacé parmi les hommes; ne croyant pas que personne soit digne de remplir la dite charge après le susdit Baron.

Donné à Potsdam le 1ier d'Avril 1744.

Uibersetzung.

Abschied, welcher dem Baron von Pöllnitz ausgefertigt wurde, als er Berlin verließ.

Wir Friedrich ꝛc. ꝛc. thun kund und zu wissen, daß der Baron Pöllnitz, aus Berlin gebürtig, und so viel Wir ihn kennen, von ehrlichen Eltern gebohren, Kammerjunker bei Unserm seligen Großvater glorwürdigen Andenkens; wie auch im Dienst der Herzogin von Orleans in der nämlichen Würde, Obrist in spanischen Diensten, Rittmeister bei der Armee des

ver-

verstorbenen Kaisers, Kämmerer des Pabstes, Kammerherr des Herzogs von Braunschweig;. Fähnrich im Dienst des Herzogs von Weimar; Kammerherr in Diensten Unsers Höchstseligen Vaters, hochbeglükten Andenkens; endlich und zulezt Oberzeremonienmeister in den Unsrigen; indem er sich von dem Strom der ehrenvollsten Militairwürden und der erhabensten Hofbedienungen, die nach und nach über seine Person ausgeschüttet wurden, ganz wie überschwemmt ist; nun weltüberdrüssig, und durch das schlechte Beispiel des neuen Kammerherrn Montaulieu fortgerissen, der kurz vor ihm von dem Hof desertirte; so hat Uns besagter Baron Pölnitz angesucht und unterthängist gebeten, ihm zur Aufrechthaltung seines guten Rufes und Nahmens, in Gnaden einen ehrlichen Abschied zu ertheilen.

Da wir also Rüksicht auf sein Begehren nehmen, und nicht für gut befinden, seiner guten Aufführung das Zeugniß zu

versagen, um das er angesucht hat, in Hinsicht der wichtigen Dienste, welche er Unserm königlichen Hof durch seine Spaßmachereien geleistet, und des Zeitvertreibes, welchen er neun Jahr hindurch Unserm Höchstseligen Herrn Vater verschaft hat; so nehmen Wir keinen Anstand zu erklären, daß während der ganzen Zeit die er in Unserm Dienst zugebracht, er weder Straßenräuber, noch Beutelschneider, noch Giftmischer gewesen ist, daß er weder Jungfernraub begangen, noch junge Mädchen geschändet, noch die Ehre irgend jemandes von Unserm Hof verlezt, sondern sich stäts wie ein ehrlicher Mann, seinem Herkommen gemäß, betragen, und beständig einen guten Gebrauch von den Gaben, die ihm der Himmel verlieh, gemacht hat; nämlich den Zwek des Theaters zu erreichen, welcher darinn besteht, das Lächerliche der Menschen angenehm darzustellen, um sie dadurch zu bessern.

Desgleichen hat er den Rath des Bachus in Ansehung der Mäßigkeit und Enthaltsamkeit sehr aufrichtig befolgt, und die christliche Liebe so weit getrieben, daß er die Bauern die Vorschrift des Evangeliums: geben ist seliger denn nehmen stäts hat befolgen lassen. Er hatte auch noch die Anekdoten von Unsern Schlössern und Lustgärten vollkommen inne, besonders aber die Listen unsers alten Hausrathes; und verstand übrigens sich nützlich und gefällig bei denjenigen zu machen, welche die Bosheit seines Verstandes und die wenige Güte seines Herzens kannten.

Ferner geben Wir auch dem benannten Baron das Zeugniß, daß er Uns nie zum Zorn gereitzt hat, es sei denn durch seine Zudringlichkeit, welche alle Gränzen der Ehrfurcht überschritt, und auf eine unwürdige und unerträgliche Weise die Asche Unserer glorreichen Vorfahren zu entehren und zu verunglimpfen suchte.

Da man aber in den schönsten Gegenden auf unfruchtbare und unangebaute Stellen stößt, die schönsten Körper ihre Unförmlichkeiten haben, und die Gemälde der berühmtesten Mahler nicht fehlerfrei sind; so wollen wir wohl besagtem Baron seine Fehler und Gebrechen zu gut halten; und ertheilen ihm durch Gegenwärtiges, obschon ungern, den Abschied, um den er ansucht, wollen überdies noch das Amt das ihm anvertrauet war, gänzlich aufheben und abschaffen, damit das Andenken davon unter den Menschen gänzlich vertilget werde, weil wir dafür halten: daß nach besagtem Baron kein Mensch würdig sei, es zu bekleiden.

Potsdam, den 1sten April 1744.

Kabinets-

Kabinetsordern.

Meine liebe wirklich geheimte Etatsminiſtri von Cocceji, von Broich und von Arnim. Es wird Euch in gutem Andenken ſchweben, was für viele ernſtliche Verordnungen und Einrichtungen wegen Verkürzungen der Landesverderblichen Prozeſſe, in denen vorigen Zeiten ergangen und gemacht worden. Wenn ich aber noch zur Zeit keine Frucht davon verſpühre, wohl aber mehr als zu viel erfahre, daß demungeachtet faſt keine wahre Juſtiz im Lande mehr zu finden, ſondern daſſelbe über die Protraktion derſelben zu ſeufzen Urſache habe; ſo befehle ich Euch nochmals allergnädigſt, dieſe ſo angelegene, als dem Lande ſehr erſprießliche Sache, bei Eurer Obliegenheit,

heit, zu dem ersten und genauesten Augenmerk zu machen, und dahin zu sehen, daß bei den Justizkollegiis solche feste und unveränderliche Einrichtung gemacht werde, damit alle vorkommende Prozesse nach Beschaffenheit der Sachen, sonder alle Weitläuftigkeiten und Verzögerungen nach wahrem Rechte kurz und gut in jeder Jahresfrist abgethan und entschieden werden mögen. Ich verlasse mich auf Euch. Ihr werdet schon nach reiflicher Ueberlegung solche Mittel ausfindig machen, welche zur Erreichung dieses Zweks erforderlich sind. Ich bin Euer wohl affektionirter König. Berlin, den 14ten Jan. 1745.

Friedrich.

Nachdem Seiner Königl. Majestät in Preussen ꝛc. Unserm allergnädigsten Herrn durch Dero Kapitaine von der Garde von Uckermann, allerunterthänigst ange-

gezeigt worden, daß die Pommersche Kammer wegen eines zu seinem Guthe Roggow gehörigen auf dem Wachlinschen Felde gelegenen, und von ihm und seinen Vorfahren über neunzig Jahr besessenen Bauhölzchens, ihn durch den Fiskum von neuem in Anspruch nehmen lassen;

Höchstdieselben aber ohnlängst vermittelst einer besondern Ordre positive deklarirt haben, wie Sie durchaus nicht wollen, daß die Partikuliers von den Fiskalen chikanirt, und mit Prozessen fatigirt werden sollen: als befehlen Sie Dero Generaldirektorio hiemit in Gnaden, nicht nur gedachter pommerschen Kammer bekannt zu machen, daß der wider den Kapitain von Uckermann, wegen des quäst. Buchhölzchens erregte fiskalische Prozeß gänzlich niedergeschlagen werden solle, sondern auch sämtlichen Krieges- und Domainenkammern per Circulare aufzugeben,

daß in Zukunft die von Adel und andere Partikuliers, wenn sie gewisse *Fundos* oder Gerechtigkeiten, es haben solche Nahmen wie sie wollen, wirklich nutzen und besitzen, deshalb unter keinerlei Prätext durch das *Officium Fisci* in Anspruch genommen, vielmehr bei ihrer Possession mit Nachdruk maintenirt und geschützt werden sollen.

Berlin, den 28. Jan. 1747.

Friedrich.

An das Generaldirektorium.

Mein lieber Großkanzler, und geheimer Etatsminister, Freiherr von Cocceji! Aus dem hiebeikommenden Originalbericht von dem N.... Kammerpräsidenten, werdet ihr mit mehrerem ersehen, was derselbe von dem schändlichen und infamen Betragen, des von L.., welchem das Gut C... zuerkannt werden wollen, an

an mich pflichtmäßig gemeldet hat. Da nun auch die dortige Landesstände öffentlich deklarirt haben, wie es ihnen nicht möglich sei, noch denenselben angemuthet werden könne, dergleichen niederträchtigen und übel berüchtigten Menschen unter das Korps der dortigen Ritterschaft aufzunehmen; Ich vor mein Theil aber solchen auch niemals unter meinen Vasallen annehmen kann: so überlasse ich Euch zur nähern Einsicht und Erwegung, wie die Sache am füglichsten einzurichten sei, daß das Gut C... mit einem würdigen Vasallen versehen, der berüchtigte von L... aber dasjenige, so er zu seinem höchst nöthigen Auskommen bedarf, erhalten möge, und nicht weiter als ein Vagabond herumlaufen zu dürfen. Ich bin Euer wohl affektionirter König. Berlin, den 18ten Dezember 1752.

Friedrich.

An den Großkanzler Freiherrn von Cocceji.

Wohlgebohrne, Liebe, Besondere!

Nachdem ich mit so vieler Surprise, als Leidwesen, aus Eurem, unter den 22sten dieses an mich erlaßenem Schreiben das Absterben Eures Eheherrn, meines Großkanzlers, Freiherrn von Cocceji, ersehen habe, dessen bei seinen, obschon schwächlichen Umständen, ich dennoch um so weniger vermuthen gewesen bin, da er mir noch vor einigen Tagen selbst gemeldet hat, wie durch seine, in dem Gräflich-Reußischen Garten gehabte Sejour dessen Gesundheit und Kräfte dergestalt remittiret hätten, daß er seine sämmtliche Amtsgeschäfte wiederum völlig verwalten können; So habe ich Euch hiedurch alle mein gnädigstes Mitleiden über solchen Euren Verlust um so mehr aufrichtig bezeugen sollen, als ich selbst an diesem würdigen, mir und meinem Hause, von sehr vielen Jahren her, so treu und wohl gedienten Mann, einen Verlust leide, der mir, wegen seiner besondern

dern und raren Meriten, gegen mich so-
wohl, als wegen meines Staats, nicht
anders als sensibel fallen kann, da ich
solchen niemalen wieder repariren werde.

Ihr könnet hierbei inzwischen ver-
sichert sein, daß mir dessen Andenken al-
lezeit werth bleiben wird; und daß ich
deshalb alle Gelegenheit mit Vergnügen
ergreifen werde, wenn ich Euch beson-
ders, als auch Eurer Familie, davon
reelle Marque in allen Vorfällen wer-
de geben können, und daß Ihr Euch
alles meines gnädigen Wohlwollens und
Protektion zu gewärtigen habt.

Inzwischen, da ich resolvirt bin,
das Andenken Eures Eheherrn, und des-
sen Meriten gegen mich, dadurch zu per-
petuiren, daß ich von demselben eine
marmorne Büste auf meine eigne Kosten
verfertigen, und solche auf dem Hofe des
sogenannten Kollegienhauses in Berlin,

zum beständigen Andenken placiren lassen will; so wird es mir zum gnädigsten Wohlgefallen gegen Euch gereichen, wenn Ihr eines von den besten Portraits Eures verstorbenen Eheherrn choisiren, und solches zu erwehntem Behuf an meinen Hofbildhauer zu Berlin, den Adami, auf einige Zeit verabfolgen lassen werdet. Ich bin übrigens Euer gnädiger König. Potsdam, den 24sten Oktober 1755.

Friedrich.

An die verwittwete Groß-
kanzlerin von Cocceji.

Mein lieber Großkanzler von Jarriges. Ich muß Euch auf Euren Bericht vom 23. dieses, und dessen P. S. wohl gestehen, daß alle darin angeführte Ursachen von dem noch bis dato und also schon

über

über 3 Jahr lang trainirenden Prozesse deren abgebrandten Bürger zu Frankfurth mir die Idee nicht benehmen, wie es ganz unverantwortlich sei, wenn dergleichen arme Leute, die inzwischen von ihrem abgebrannten Hab und Gut nicht leben, noch weniger deren Retablissement veranstalten können, durch prozessualische Weitläuftigkeiten noch vollends an den Bettelstab gebracht werden. Es ist dieses nicht der einzige Cas verzögerter Rechtspflege; mir sind schon mehrere bekannt worden, und Ihr werdet daher sehr wohl thun, wenn Ihr auf den promtern Betrieb der Prozesse besonders bedacht seid, die Collegia dieserhalb recherchiren, und an ein und anderm Rathe der sich dergleichen Nachläßigkeit zu Schulden kommen lassen, Exempel statuiren lasset. Ich bin Euer affektionirter König. Potsdam, den 24. Sept. 1767.

Friedrich.

Mein lieber geheimer Etatsminister von Horst. Ihr habt aus der abschriftlichen Anlage mit mehrerem zu ersehen, was auf meine Ordre der Etatsminister von Münchhausen, wegen der von den Accisegerichten zu Breslau, dem dortigen insolventen Kaufmann Weidner, einer begangenen Accisedefraudation halber diktirten Geldstrafe von 5776 Rthlr. an mich berichtet hat. Da es nun ganz Recht ist, daß eine Geldstrafe, sogleich als sie nicht den Schuldiger selbst zum Verlust gereichet, in Leibstrafe verwandelt werden muß, indem sonsten gegen Kaufleute, so übel stehen, die Geldstrafen ihren gesetzlichen Endzwek verfehlen, und die Geldstrafe nicht sie, sondern ihre unglükliche Kreditoren trift; so befehle hiedurch, daß Ihr von meinetwegen die Accisegerichte zu Breslau anweisen sollet, daß zwar die verschwiegene Accise, welches der eigentliche Verlust

der

der Accisekasse ist, aus der Weidnerschen Masse beigetrieben, die Geldstrafe aber, weil sie nur die unschuldige Kreditoren treffen würde, in eine deren hohen Betrag proportionirte Leibesstrafe des Defraudanten verwandelt werden soll. Ihr habt Euch also darnach zu achten, und das Erforderliche deshalb weiter auszufertigen. Ich bin Euer wohlaffektionirter König.

Potsdam, den 5ten Nov. 1767.

Friedrich.

Eine Schuldnerin beschwerte sich im Kabinette, daß sie während des Indults, der ihr bewilligt sei, Zinsen bezahlen sollte. Der König ertheilte ihr folgende Resolution.

Besonders Liebe! So vieles Mitleiden Eure mir unterm 23. dieses Monaths angezeigte Umstände erwekken; so wenig gehet es doch an, daß ich Euch gegen Eure Gläubiger auf die nachgesuchte Art schüzzen kann. Der Euch verwilligte Indult kann Euch zur Bezahlung der völligen Interessen keinen Aufschub verschaffen. Es führet vielmehr derselbe, nach allen Rechten, die ausdrükliche Bedingung mit sich, daß dieselben ordentlich und zu gehöriger Zeit bezahlt werden müssen; und von dieser Verbindlichkeit könnet Ihr, weder von mir unmittelbar, noch von denen Gerichten entbunden werden. In dergleichen Rechtshändeln gilt kein Stand, keine Geburt, kein Ansehen der Person. Indessen bin ich sonst unveränderlich Euer gnädiger König.

Potsdam, den 27. Oktober 1772.

Friedrich.

Wür-

Würdiger und Wohlgebohrner, besonders Lieber Getreuer! Ich kann Euch auf Eure anderweite Vorstellung vom 28. Nov. so wenig das nachgesuchte Darlehn verwilligen, als Euch durch unmittelbare Verfügungen in Eurer Rechtssache aushelfen. Dieses ist offenbar gegen meine so oft bekannt gemachte Gesinnungen, nach welchen ich alle Rechtspflege dem pflichtmäßigen Ermessen meiner Justiz-Collegiorum überlasse, welche einmal zu aller Unpartheilichkeit angewiesen sind, und wobei ich dem Rechte freien Lauf lasse. Zu Darlehnen aber sind meine Kassen eben so wenig eingerichtet, als dazu einige Fonds ausgesetzt. Indessen bin ich Euer gnädiger König. Potsdam, den 2ten Decemb. 1774.

Friedrich.

An
den Kämmerer Freih. v. M.

Hochgelahrter, Lieber, Getreuer!

Mahlten alle Deutsche Dichter, wie Ihr, in Euren mir zugefertigten Gedichten mit so viel Geschmak, und herrschte in ihren Schriften eben der Verstand und Geist, welcher aus den beigelegten zwei kleinen Briefsammlungen hervorblikt: so würde ich bald meine landesväterliche Wünsche erfüllet, und die deutschen Schriftsteller an Würde und Glanz, den auswärtigen den Rang streitig machen sehen. Eure drei Schriften eröfnen mir dazu eine angenehme Aussicht. Sie haben meinen völligen Beifall, und ich ermuntre Euch zu fernerer Vervollkommnung der vaterländischen Sprache, als Euer gnädiger König. Berlin, den 21. Januar 1781.

Friedrich.

An den Magister und

Konrektor Moritz.

Anhang.

Anhang.

Liste der Offiziere des Regiments zu Fuß, welches der König als Kronprinz gehabt. Angefertigt im Monat März des Jahres 1740.

1.) Generalmajor: S. Kön. Hoheit der Kronprinz, seit den 28. Junius 1735.

2.) Obristlieutenant: Friedrich Söldener, 57. Jahr alt, aus Nordhausen, 42. Jahr gedient.

3.) Major: Johann Rulemann von Quadt, 41. Jahr alt, aus Kleve, 24. Jahr gedient.

4.) Major: Kaspar Ernst von Schulz, 47. Jahr alt, aus Berlin, 30. Jahr gedient.

5.) Major: Kaspar Friedrich von Kahlbutz, 51. Jahr alt, aus Ruppin, 35. Jahr gedient.

6.) Kapitain: Vollrath Hiltermann, 53. Jahr alt, aus Petershagen, 37. Jahr gedient.

7.) Kapitain: George Lorenz von Ramecke, 38. Jahr alt, aus Pommern, 24. Jahr gedient.

8.) Kapitain: Jakob Heinrich von Grape, 43. Jahr alt, aus Pommern, 31. Jahr gedient.

9.) Kapitain: Melchior Matthias von Bardeleben, 47. Jahr alt, aus der Mark Brandenburg, 29. Jahr gedient.

10.) Kapitain: Johann Christoph Conradi, 38. Jahr alt, aus Kleve, 24. Jahr gedient.

11.) Kapitain: Friedrich Christoph von Hauß, 41. Jahr alt, aus der Grafschaft Mark, 23. Jahr gedient.

12.) Kapitain: Christ. Friedr. Hiltermann, 47. Jahr alt, aus Ravensberg, 30. Jahr gedient.

13.) Staabskapitain: Friedrich von Wylich, 34. Jahr alt, aus Kleve, 19. Jahr gedient.

14.) Staabskapitain: Johann Bernd von Loen, 39. Jahr alt, aus der Grafschaft Mark, 23. Jahr gedient.

15.) Premierlieutenant: Dietrich Reichard von Meyering, 39. Jahr alt, aus Westphalen, 22. Jahr gedient.

(NB. Kommandierte die Kompagnie des Kronprinzen.)

16.)

16.) Premierlieutenant: Rudolph von Saldern, 36. Jahr alt, aus der Prieg=nitz, 22. Jahr gedient.

17.) Premierlieutenant: Friedr. Wilhelm von Mitschefal, 36. Jahr alt, aus Sachsen, 21. Jahr gedient.

18.) Premierleutenant: Karl Wilhelm von Kleist, 35. Jahr alt, aus Pommern, 16. Jahr gedient.

19.) Premierlieutenant: Samuel Christ. von Meseberg, 35. Jahr alt, aus der Altemark, 15. Jahr gedient.

20.) Premierlieutenant: Christ. Ludw. von Massow 37. Jahr alt, aus Pommern, 20. Jahr gedient.

21.) Premierlieutenant: Friedr. Wilhelm von Thoß, 35. Jahr alt, aus der Grafschaft Hohenstein, 16. Jahr gedient.

22.) Premierlieutenant: George Adolph von Fink, 36. Jahr alt, aus Pommern, 20. Jahr gedient.

23.) Premierlieutenant: Adolph von Hillensberg, 37. Jahr alt, aus der Grafschaft Mark, 18. Jahr gedient.

24.) Premierlieutenant: Martin Friedr. von Below 37. Jahr alt, aus Pommern, 20. Jahr gedient.

25.) Sekondelieutenant: Johann Heinrich von Buddenbrok, 34. Jahr alt, aus Preußen, 19. Jahr gedient.

26.) Sekondelieutenant: Karl von Knobelsdorf, 27. Jahr alt, aus der Neumark, 5 Jahr gedient.

27.) Sekondelieutenant Friedr. Wilhelm von Röller, 36. Jahr alt, aus Pommern, 22. Jahr gedient.

28.) Sekondelieutenant: Felix Andreas von Below, 37. Jahr alt, aus Pommern, 17. Jahr gedient.

29.) Sekondelieutenant: Anton Ludwig von Schild, 21. Jahr alt, aus Magdeburg, 12 Jahr gedient.

30.) Sekondelieutenant: Ernst Boguslav von Pirch, 29. Jahr alt, aus Kassuben, 13. Jahr gedient.

31.) Sekondelieutenant: Christian Friedr. von Dierike, 37. Jahr alt, aus der Prignitz, 15. Jahr gedient.

32.) Sekondelieutenant: Hans Albrecht von Jeetz, 33. Jahr alt, aus der Prignitz, 18. Jahr gedient.

33.) Sekondelieutenant: Franz Ehrentr. von Rathenow, 27. Jahr alt, aus der Prignitz, 8 Jahr gedient.

34.) Sekondelieutenant: Christ. August von Jurgas, 32. Jahr alt, aus dem Ruppinschen, 15. Jahr gedient.

35.) Sekondelieutenant: Karl Wilhelm von Schilling, 38. Jahr alt, aus Anspach, 17. Jahr gedient.

36.)

36.) Sekondelieutenant: Paul Henning von Rameke, 28. Jahr alt, aus Pommern, 13. Jahr gedient.

37.) Sekondelieutenant: Johann Ernst von Plötz, 34. Jahr alt, aus Pommern, 17. Jahr gedient.

38.) Sekondelieutenant: Heinr. Leopold von Holly, 29. Jahr alt, aus Magdeburg, 11 Jahr gedient.

39.) Fähnrich: Joseph von Viktor, 27. Jahr alt, aus Pohlen, 6 Jahr gedient.

40.) Fähnrich: Friedrich Wilhelm von Sydow, 21. Jahr alt, aus der Neumark, 1 1/2 Jahr gedient.

41.) Fähnrich: Gottfried Christoph von Rathenow, 29. Jahr alt, aus der Prignitz, 4 Jahr gedient.

42.) Fähnrich: Otto Oswald von Schenkendorf, 24. Jahr alt, aus d. H. Krossen, 10. Jahr gedient.

43.) Fähnrich: Primislaus Ulrich von Kleist, 28. Jahr alt, aus Pommern, 13. Jahr gedient.

44.) Fähnrich: Benedikt Karl von Düring, 26. Jahr alt, aus Hessen, 8 Jahr gedient.

45.) Fähnrich: Alexander Gottfried von Rhoe, 30. Jahr alt, aus dem Lüttischen, 2 Jahr gedient.

46.) Fähnrich: Ernst Gottlieb von Reichwald, 25 Jahr alt, aus Schlesien, 6 Jahr gedient.

47.) Fähnrich: Anton Ludwig von Schlotheim, 24. Jahr alt, aus Sachsen, 8 Jahr gedient.

48.) Fähnrich: Erdmann Curt von Bork, 25. Jahr alt, aus Pommern, 4 Jahr gedient.

49.) Fähnrich: Georg Heinrich von Kloeden, 27. Jahr alt, aus der Prignitz, 10. Jahr gedient.

50.) Fähnrich: Joh. Fried. von Kalben, 28. Jahr alt, aus der Altmark, 12. Jahr gedient.

In der Fortsetzung werden über diese Liste besondere Erläuterungen geliefert werden.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Friedrich II., Preußen, König, 1712-1786

Anekdoten und Karakterzüge aus dem Leben Friedrich des Zweiten

Bd.: Vierte Sammlung.

Berlin (1787)

Bor. 10-1/4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10012463-2
VD18 80341799-001